



49. Jahrgang.

Deutsches

9. Heft.

Familienbuch.

Stuttgart und Leipzig.

Doktor Ohlhoß's Geheimnis.

Kriminalroman von
Friedrich Thieme.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen empfing ich, fuhr Bruno von Föhren fort, „einen Rohrpostbrief von Fannys Hand; das arme Mädchen bestand auf einer sofortigen Unterredung. Sie bestellte mich auf zehn Uhr vormittags auf den Viktoriaplatz, in dessen Nähe sie eine Lektion zu geben hatte. Ich fand sie im höchsten Grade erregt, sie hatte von des Arztes Verschwinden gehört und verlangte zu wissen, was zu jener Stunde im Garten der Villa geschehen sei. Mir blieb nichts andres übrig, als ihr die Wahrheit zu gestehen. Kaum vermochte sie sich an meiner Seite aufrecht zu halten, als ich ihr das Furchtbare enthüllte. Du hast doch noch zu niemand über das Vorgefallene gesprochen?“ fragte ich sie.

„Nein, zu niemand.“

„Denn es muß unverbrüchliches Geheimnis bleiben zwischen dir und mir, oder unsere Liebe wäre für ewig hoffnungslos.“ Sie versicherte, sie werde stumm bleiben.

„Es ist ein Verhängnis, das gerade mich zur Mitwisslerin stempelt,“ rief sie plötzlich.

„Warum?“

„Wegen des Briefes — man wird ihn bei dem Doktor entdecken, der Verdacht wird auf mich fallen —“

„Auf dich?“

„Da erzählte sie mir von dem Drohbrief. Wie alles auch kommen möge,“ beteuerte sie, „die Ehre deines Vaters wird in meinem Munde sicher sein. Und alle deine Briefe an mich will ich vernichten, damit niemand eine Verbindung zwischen mir und deiner Familie ahne; man möchte sonst, wenn einmal euer Name in Beziehung zu der Angelegenheit gebracht ist, leicht das Motiv erkennen, und dann wäre alles verloren!“

„Das mutige, großherzige Geschöpf hielt Wort. Sie opferte Ehre und Freiheit für meinen Vater! Im ersten Impuls wollte ich vor das Gericht hintreten und ihre Unschuld verkünden —, die Nachricht von einer plötzlichen Erkrankung meines Vaters bewog mich,

meinen Entschluß zu ändern. Wer weiß, der arme Greis hat vielleicht nur noch wenige Tage oder Wochen zu leben,“ dachte ich. „Vielleicht kann ich ihm das Entsetzliche ersparen. Sobald er die Augen geschlossen hat, eile ich, das heldenmütige Mädchen zu erlösen!“

Der Referendar ruhte wiederum von der Anstrengung aus, welche seine traurigen Bekenntnisse ihm verursachten.

„Haben Sie noch eine Besprechung mit Ihrem Bruder über den Mord gehabt?“

„Ich vermied es, ihm zu begegnen.“

„Aber Sie haben ihn doch gezwungen, Schritte zu Fräulein Mäders Entlastung zu thun?“

„Allerdings,“ erwiderte Bruno tonlos. „Als ich von der gefundenen Uhr hörte, ergriff mich Empörung und Angst um Fannys Schicksal. Nur der Mörder konnte sie dort hingebraht haben. Ich überwand mich,

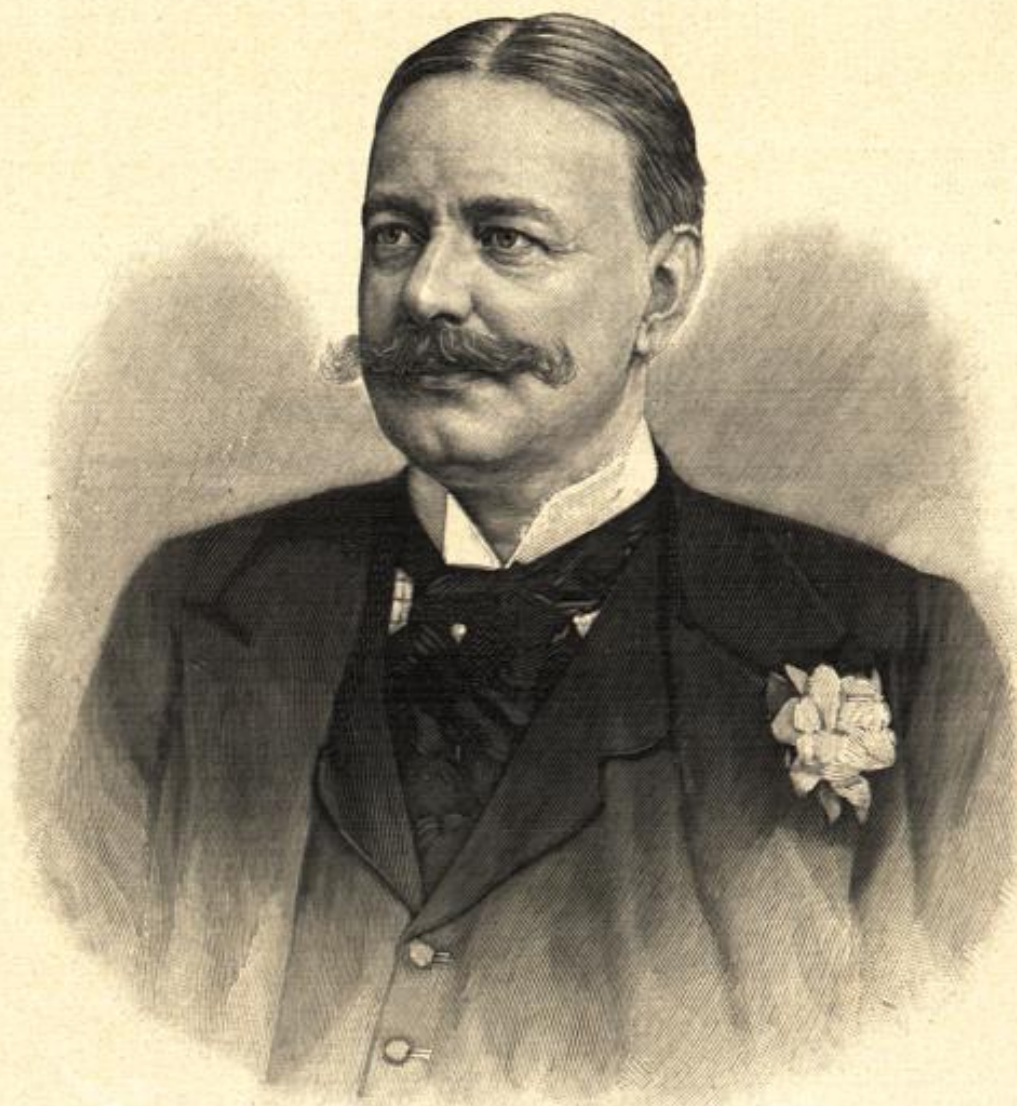
noch einmal vor Albert hinzutreten. „Behe dir,“ rief ich ihm zu, „wenn du diese Unschuldige verderben willst! Wisse, was sie für dich und uns leidet! Ich war nicht allein in jener Stunde, Fanny Mäder war bei mir, sie ist meine Braut! Wenn du nicht auf der Stelle alles thust, um den Verdacht von ihr abzuwälzen, so ist deine Schuld bei mir nicht mehr sicher. Fannys Unschuld soll und muß an den Tag kommen!“

Der Mörder zitterte wie Espenlaub, als er von Fannys Mitwisserschaft erfuhr. Allmählich beruhigte er sich aber. Hat das Mädchen bis jetzt noch nichts verraten, so schweigt sie auch ferner, sagte er sich. Bald darauf flüsterte er mir zu, er habe ein Mittel entdeckt, ihre Unschuld sonnenklar zu demonstrieren. Sie wissen, welches Mittel ich im Auge habe?“

„Er spielte die Rolle des Ermordeten?“

„So ist es. Mich drängte es, Fanny von ihrer nahen Befreiung Kunde zukommen zu lassen, sie zum Ausharren für die kurze Zeit noch zu ermutigen. Aber wie sollte ich, ohne Verdacht zu erwecken, mit ihr in Verbindung treten? Endlich geriet ich auf den Einfall, ihr ein Billet über die Mauer zu werfen. Es gelang mir, auszutuschachen, wann und wo ihr regelmäßiger Spaziergang stattfindet, und daß sie denselben ganz allein unternimmt. Wenn sie auch bewacht wird,“ dachte ich, „so wird der Aufseher doch keinesfalls auf Schritt und Tritt hinter ihr her sein, er wird sich irgendwo postieren, und

es kann ihr leicht gelingen, in einem Augenblick, wo seine Aufmerksamkeit abgewandt ist, das um einen Stein gewickelte Billet aufzunehmen. Der Ort schien meinem Vorhaben günstig, ich ging dort hin und her, und als ich einen leisen Schritt hinter der Mauer



Graf Bernhard von Bülow,

der neue deutsche Reichskanzler und preussische Ministerpräsident.

Selbst der abgehärtete Justizbeamte war kaum im Stande, das Grausen, das die Enthüllungen des unglücklichen Mitwissers in seiner Seele entfesselten, zu unterdrücken. Nachdem er dem Erzähler einige Augenblicke Erholung vergönnt, forschte er weiter:

vernahm, rief ich leise ihren Namen. Ein gedämpftes Husten antwortete mir, sie hatte meine Stimme erkannt. Nun warf ich den Zettel, den ich mit verstellter Handschrift geschrieben, hinüber; aber — die Stirn des Referendars umwölkte sich — „es muß irgendwer den Vorgang beobachtet haben, denn gleich darauf drang Geräusch zu mir von Stimmen und Schritten —, ich fürchte, ich beging mit dem Brief eine Unvorsichtigkeit!“

„Die war es allerdings,“ bestätigte Robert. „Ihr Zettel gelangte in die Hände der Oberaufseherin und dadurch in die meinen. Ohne ihn hätte ich nie den wahren Tatbestand erraten.“

Bruno starrte dämmernd vor sich hin.

„Nun noch eine Frage,“ sagte der Assessor, „wissen Sie, wo die — Leiche hingebracht worden ist?“

„Nein, mit Schrecken habe ich den Gedanken, sie könne sich in der Nähe befinden, von mir zu scheuen gesucht.“

„Vielleicht im Garten?“

„Vielleicht,“ versetzte der junge Mann erschauernd.

„Und noch eins: glauben Sie, daß es sich bei der Reise Ihres Bruders nach Paris um eine Flucht handelt?“

„Ich weiß es nicht — wahrscheinlich ist es so.“

Der Assessor stand auf. „Die Stunde ist da,“ bemerkte er bedeutungsvoll. „Darf ich auf Ihre Begleitung rechnen?“

Bruno erhob sich mechanisch. „Ich stehe sogleich zur Verfügung.“

14.

In den luxuriös ausgestatteten Räumen des Klubs „Fröhlichkeit“ hatte sich eine kleine, aber exklusive Gesellschaft versammelt.

In dem großen Salon, in dessen Ecke sich das Büfett befand, saßen einige elegant gekleidete Herren an verschiedenen Tischen, meist nachlässig und gelangweilt in die weichen Polster der Sessel oder Divans zurückgelehnt, in Zeitungen oder illustrierten Journalen blätternd oder auch in träumerisches Nachdenken versunken. An den großen Raum stießen mehrere kleinere Gemächer, aus welchen Dunkelheit und Leere dem Hineinschauenden entgegenlachte, nur in einem abgelegenen Hinterzimmer, zu dem der Weg erst wieder durch eines der dunkeln Gänge hindurchführte, brannten mehrere Lampen der auf die mit geschmackvollen Draperien versehenen Tische niederhängenden Gasarme. Die dunkeln Moutons der Fenster waren niedergelassen und die schweren, undurchdringlichen Stoffvorhänge dicht zugezogen.

An einem der Tische standen und saßen mehrere Klubmitglieder im eifrigen Spiel begriffen, an einem andern saßen ein paar in ziemlich nachlässig geführter Unterhaltung.

„Weißt du, ob Föhren heute kommt?“ wandte sich ein junger Mann mit gedehntem frisiertem Scheitel und goldenem Klemmer an sein Gegenüber, einen blassen Jüngling, der sich die Zähne stoßte.

„Der? Sicherlich — ich bin ihm ja Revanche schuldig,“ nälste dieser zur Antwort.

„Er hat gestern viel verloren?“

„Mehr als zweitausend.“

„Natürlich unbar?“

Der blasser Jüngling lachte.

„Natürlich, woher denn das Bare nehmen und nicht stehlen?“

„Ich dachte, Föhren machte einen wackeren Einschnitt in seine Million, noch ehe sie ihm zugesprochen ist,“ mischte sich ein dritter Anwesender ins Gespräch.

„Bah, die ist ihm gewiß,“ meinte der blasser Jüngling zuversichtlich.

„Sein Schwiegervater will sie nicht herausrücken,“ rief der mit dem goldenen Klemmer.

„Mag er — das Recht ist auf Föhrens Seite.“

„Oder vielmehr das Glück,“ rief der dritte grinsend.

„Das Glück? Er spielt seit dem Tode seiner Frau wie ein Wahnsinniger und mit wahnsinnigem Unglück. Der Fall scheint ihm mächtig ins Gemüt gegriffen zu haben.“

„Bist — da ist er —“

Albert von Föhren trat in diesem Augenblicke ins Zimmer. Noch immer derselbe schöne, stolze Mann, ein Bild männlicher Kraft und Haltung. Nur sein Gesicht strahlte den Eindruck seiner übrigen Persönlichkeit. Die Leichenfarbe seiner Wangen, die tiefen Falten auf der Stirn, die dunkeln Ringe um die unruhig flackernden Augen, ein Zug nervöser Unstetigkeit um die zusammengekniffenen Lippen ließen ihn dem aufmerksamen Beobachter sogar häßlich erscheinen. Mit nachlässigem Grinsen signalisierte er den Anwesenden seine Gegenwart; dem Herrn mit dem goldenen Klemmer reichte er seine Finger. Dem blassen Jüngling legte er die Hand auf die Schulter.

„Ist's gefällig, Leopold?“

„Der hat's verdammt eilig, sein Geld loszuwerden,“ spottete der Herr Nummer drei.

„Allerdings habe ich Eile, denn ich will mit dem

Nachtschnellzug nach Paris reisen und werde wohl erst in einigen Wochen zurückkehren.“

Allgemeines Erstaunen.

„Wollen Sie die Erbschaft im Stich lassen?“

„Oder sie in Paris deponieren?“

„Familienangelegenheiten,“ murmelte der Gegenstand der allgemeinen Verwunderung unwirsch, indem er sich mit dem Blaffen an einem besonderen Tische niederließ.

Leopold mischte mit der Gewandtheit eines Zauber-künstlers die Karten —, da trat der Klubbienner an Herrn von Föhren heran und flüsterte ihm leise etwas ins Ohr.

„Mein Bruder?“ gab der Spieler halblaut zurück, indem er mühsam seine Selbstbeherrschung zu behaupten suchte.

„Der Herr Referendar.“

„Und — weiter niemand? Ich meine, er ist allein?“ forschte Föhren mit lauerndem Ausdruck.

„Ganz allein, ja — soll ich ihn bitten, sich herzubemühen?“

„Nein, nein, ich — entschuldigen Sie mich einen Augenblick, Leopold, mein Bruder wünscht mich zu sprechen — in Betreff meiner Reise vermutlich.“ Er suchte seinen Worten einen Anstrich von Nonchalance zu verleihen, vermochte jedoch kaum den äußeren Symptomen der in seinem Innern nagenden Todesangst Zügel anzulegen. Zum Glück konnte er nicht wohl bläffler werden, als er war, und sein Partner, der ihn aufmerksam betrachtete, erfreute sich außerdem seiner besonderen physiognomischen Talente. Er merkte wohl, daß sich sein Klubgenosse in einem außergewöhnlichen Erregungszustand befand, schrieb aber alles dem Einflusse des Spielbämons und dem Aerger über die in den letzten Tagen erlittenen bedeutenden Verluste zu.

Albert von Föhren durchschritt erst mit ungewöhnlicher Hast den ihm von der kleinen Garderobe, wo sein Bruder wartete, trennenden Zwischenraum, wie er aber etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, verlangsamte er seinen Gang, er setzte die Füße zögernd vorwärts und sah sich mit argwöhnischen Blicken um.

Indessen — er durfte kein Mißtrauen zeigen. Doch öffnete er erst vorsichtig die Thür des großen Salons und lugte durch die Spalte in das Garderobezimmer hinaus.

Aufatmend stand er dann mit zwei Schritten vor dem Gemeldeten — sein Bruder war allein.

„Was willst du?“ redete er ihn kurz an.

Bruno, der mit nach der Seite gewandtem Gesicht an einem Fenster lehnte, hob Kopf und Blick zu ihm auf.

Nur ein Moment lag zwischen der Frage und dem Ausdruck in des Bruders Zügen — und doch, warum begann der Verbrecher mit einem Male zu zittern, warum preßten sich die Augen ihm stier aus den Höhlen? Ein einziger Blick Brunos verriet ihm alles, er las darin die Entdeckung, die Gefahr, die Schande, die Verzweiflung!

Schön flog sein Auge durch alle Ecken des Raumes — niemand da!

„Sie hat mich verraten!“ hauchte er in Zorn und Angst.

„Sie nicht — das Notizbuch — die Geheimschrift — die.“

Der Sprecher brachte selbst nur noch unartifizielle Laute hervor, er mußte sich gewaltsam zusammenraffen.

„Sie waren da — sind hier — um unsers Vaters willen versprach mir — der Assessor — jeden Fall zu vermeiden — ich — sagte ihm zu, — dich aufzufordern — mit mir zu gehen — unten — unten steht der Wagen.“

Hörbar knirschten in bitterem Troß die Zähne des Mörders aufeinander. Alle Furcht, alle Gewissensqual war plötzlich von ihm gewichen. Seine energische, finstere stolze Natur, der alle weichen Empfindungen fremd waren, entbrannte in wildem, rosendem Zorn, daß er so nahe dem Ziele die Früchte seines Verbrechens verlieren sollte. Ein toller, ungestümer Mut nahm Besitz von ihm — was hatte er denn jetzt noch für Rücksichten zu nehmen, wo alles dahin war? Ehre, Vermögen, Freiheit, alles war verwirrt, nur noch ein tühner Entschluß konnte ihn retten.

„Wo sind die Herren?“ fragte er scheinbar resigniert.

„Draußen — vor der Thür.“

„So sag, ihnen, sie sollen zum Teufel gehen, Dummkopf!“ zischte er hohnlachend dem Ueberraschten ins Ohr —, im nächsten Augenblicke erschloß die Gasflamme durch den Druck seiner Hand auf den Hahn, so daß ägyptische Finsternis das Zimmer erfüllte. Gleichzeitig riß er die Thür des Salons auf, die er hinter sich verriegelte.

Sein verstörtes Aussehen, sein eigentümliches Gebaren lenkte aller Augen auf ihn hin.

„Was giebt es, Föhren? Was ist los?“

„Die Polizei,“ rief er mit halblauter Stimme. „Rösch das Gas, die Karten weg, wir sollen aufgehoben werden!“

Die Anwesenden erhoben sich mit allen Anzeichen des Entsetzens.

Der Mörder aber wartete die Rückkehr ihrer Geistesgegenwart nicht ab, im Nu verblähte er die Gasflammen des Salons, dann sprang er in das hintere Zimmer und versetzte es in den Zustand gleicher Dunkelheit.

„Föhren, bist du verrückt?“

„Was machen Sie, sind Sie toll?“

„Das ist ja Thorheit!“

Solche und ähnliche Rufe tönten durcheinander, denn die Mitglieder des Klubs sahen recht wohl ein, daß im Falle einer Ueberrumpelung durch die Polizei nichts unsinniger sein konnte als das Verfahren ihres Genossen, durch welches sie sich ja gerade verdächtig machten. Noch hatte ja das Spiel kaum begonnen, niemand, der jetzt hier etwas suchte, konnte den Nachweis des verbotenen Spiels erbringen. Föhren mußte rein den Verstand verloren haben!

Der aber wußte genau, was er wollte. In der durch ihn hergestellten Finsternis entstand eine greuliche Verwirrung, noch gesteigert durch das Eindringen des Assessors, des Kommissars und zweier Leute, die jetzt natürlich jede weitere Rücksicht beiseite ließen. Inmitten des herrschenden Chaos hoffte er durch eine der andern Thüren des Lokals zu entfliehen, ehe die Häsher bis dahin vorzudringen vermochten. Seinen Hut hatte er mit einem Griff gepackt, den Ueberzieher ließ er im Stiche, so rannte er atemlos dem hinteren Ausgange zu. Vor der Thür hielt er an, um sie vorsichtig zu öffnen; denn um wie ein blinder Hase in die Falle zu laufen, dazu war er zu schlau. Wie er aber nun hinauschiefte, warf er sie wieder zu und schob den Kegel vor — der Weg hier hinaus war ihm verstellt. Nun blieb ihm nur noch eine Thür, er eilte zurück, um durch ein andres Seitenzimmer zu derselben zu gelangen. Allerdings mußte er nochmals den Salon passieren. Gott sei Dank, er war noch finster, im Moment aber, wo er die Thür des Seitenzimmers erreichte, flammte das Licht auf, und die Stimme des Assessors rief: „Dort — das ist er — ihm nach!“

Der Mörder riegelte auch diese Thür rasch hinter sich zu und versuchte durch den ihm noch bleibenden einzigen Ausgang die Hofstreppe zu erreichen. Vergebens! Auch hier hatte der Kommissar zwei seiner Beamten postiert; zähneknirschend wandte sich Albert von Föhren zurück, sich gegen die auf ihn losstürzenden Polizisten durch blühndes Verschließen der Thür mit dem immer im Schloß steckenden Schlüssel sichernd. Was nun? Er war gefangen wie der Fuchs in der Grube.

Ehe fünf Minuten vergingen, wurden die Angreifer den Eingang erzwungen, die Thür erbrochen haben — angstvoll tastete er umher — das Zimmer war nicht groß und hatte nur ein Fenster. Dies riß er mit einem letzten Hoffungsgefühl im Herzen auf — ein Schwindel erfaßte ihn, wie er hinunter schaute in den gepflasterten, in dem ungewissen Lichte zweier Gasflammen noch unheimlicher aussehenden Hof — sein Fenster befand sich in der zweiten Etage, und die Zimmer besaßen alle eine beträchtliche Höhe — wenn er hier hinunter sprang, war es vorbei mit ihm, und ein Hilfsmittel zum Hinunterklettern war nicht vorhanden!

Grausen packte ihn, er zog den taumelnden Kopf zurück — ein Revolver blühte in seiner Hand. Schon donnerten die Schläge mehrerer Instrumente gegen die Thür — er richtete schwer atmend den Lauf der Waffe gegen seine Stirn. Wie Espenlaub zitterte seine Hand, er vermochte den Revolver kaum zu halten — im nächsten Augenblicke sank der Arm kraftlos herab — der Mut war wie durch Zauberschlag von ihm gewichen — der stattliche Mann hatte wie gebrochen in der Ecke neben dem Fenster. Nun wich die Thür den Hieben der Angreifer, blendende Lichtstrahlen drangen herein und erleuchteten das kleine Gemach bis in seine Tiefen.

„Dort ist er!“ rief der Kommissar triumphierend und ergriff den Mörder mit eiserner Faust. Der Assessor folgte dem Polizeibeamten auf dem Fuße, er hatte nicht gehofft, den Flüchtling noch lebend anzutreffen.

„Was wollen Sie von mir?“ knirschte der Gefangene trozig.

„Ihre Flucht beweist mir, daß Sie das recht gut selber wissen,“ entgegnete der Kommissar finster.

Albert von Föhren machte keinen Versuch mehr, sich seinem Schicksal zu entziehen, jeder Widerstand wäre ja auch nutzlos gewesen. Schweigend ließ er sich die Fesseln anlegen, mit finsterer zu Boden geschlagenen Augen schritt er zwischen den Reihen seiner neugierig umherstehenden Freunde hindurch. Von dem Assessor hatten die Herren bereits vernommen, wessen man ihren bisherigen Gefährten beschuldigte; keiner von ihnen sprach ein Wort, sie fühlten sich entehrt und beschämt, und mancher von ihnen sagte wohl in diesem Augenblicke den heiligen Entschluß, dem Spielteufel

zu entfagen und ein andres, edleren Interessen geweihtes Leben zu beginnen.

Gleich nach dem Eintreffen des Gefangenen im Gerichtsgebäude ließ der Assessor ihn zur Vernehmung vor sich bringen. Anfangs stellte sich der Glende entriistet, er leugnete die That und protestierte gegen seine Verhaftung; als er jedoch vernahm, daß sein Bruder gegen ihn Zeugnis abgelegt habe, war es vorbei mit seinem Trotz. Er schluchzte wie ein Kind, kniete auf die Erde nieder, rang die Hände, wand sich wie ein Wurm.

„Ich habe es gethan, ich habe es gethan!“ schrie er in wilder, heftiger Reue. „Ich habe es gethan! Mein Gott, mein Gott, mein Gott, warum lebe ich noch?“

Der unselige Mensch legte noch in derselben Stunde ein offenes Geständnis ab, dadurch die letzten verdunkelnden Nebel zerstreut, welche das Geheimnis des Doktor Ohlhoff umgaben.

Von Jugend auf ein Spieler und Verschwender, hatte er sich bald mit seinem ehrenhaften Vater, dem er einige Zeit in der Bewirtschaftung des Gutes beigestanden, entzweit. Er erhielt seinen Vermögensanteil ausgezahlt und eilte nach Berlin, dem Ziele seiner Sehnsucht, wo er bald in die für ihn geeignete Gesellschaft geriet. Schon nach zwei Jahren hatte er seine reichen Mittel erschöpft, er stand vor der Alternative, sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen oder den üblichen Ausweg zu wählen und seinen Adel und seine Person an eine nach Mobilität schmachthende Millionärstochter zu verkaufen. Durch Vermittlung eines Agenten kam die Heirat zu stande, aber unter für Herrn von Föhren demütigenden Bedingungen. Er mußte den Ehevertrag eingehen, den wir in einem früheren Kapitel mittheilten.

Natürlich war die so geschlossene Ehe keine glückliche — allerdings durch seine Schuld, denn seine Gattin war ein gutes und sanftes Geschöpf und liebte ihn aufrichtig. Er beleidigte, quälte sie, mißhandelte sie sogar; alle ihre Bitten vermochten ihn nicht, einen andern Lebenswandel zu beginnen. Endlich ward ihm ein Kind geschenkt — sein Triumph war groß, denn nun war ihm das Vermögen seiner Gemahlin sicher. Doch das bedenkliche Gesicht des Arztes stürzte ihn bald aus seinen Himmeln. Frau von Föhren lag in halber Bewußtlosigkeit, im Zustand tödlicher Erschöpfung, das Kindchen war von einer Zartheit des Körpers, wie dem Doktor Ohlhoff solche noch selten in seiner Praxis vorgekommen. Er teilte dem Vater mit, daß Mutter und Kind in schwerer Gefahr schwebten.

Total gebrochen blieb Föhren zurück. Er ließ das Kind in sein eignes Zimmer bringen, saß stundenlang neben der Wärterin, horchte auf jeden der schwachen Atemzüge. Dann schlich er wieder furchtbar hinüber in das Zimmer seiner Frau, um zu hören, wie es da stehe. Nicht aus Liebe — Frau und Kind waren ihm gleichgültig. Aber wenn das Kind vor seiner Mutter dahinschied, so war er ein Bettler. Von der Gnade seines Schwiegervaters hatte er nichts zu hoffen. Seine Gemahlin konnte niemand mehr retten, so wünschte er wenigstens, daß der Tod sie vor dem Kinde hinwegraffen würde.

So verlebte er entsetzliche Stunden. Die Nacht brach herein. Seine Schwiegermutter, eine kränkliche Frau, hatte sich nach Hause begeben, da man die Katastrophe in der Nacht noch nicht erwartete. Plötzlich weckte ihn die Wärterin. Das Kind sei kränker geworden, sagte sie, es habe Krämpfe.

„Schicken Sie sofort zu Doktor Ohlhoff,“ befahl er, „ich lasse ihn bitten, sich unverzüglich herzubemühen.“ Während die Wärterin den Auftrag ausrichtete, nahm er das Kind in seine Arme, seine Blicke hingen in förmlich wahnsinniger Angst an seinen Zügen. Kein Zweifel, die Schatten des Todes verbreiteten sich über das blaße Antlitz.

Die Wärterin kehrte zurück, sie hatte den Kutscher fortgeschickt. — Wieder verging eine peinliche Viertelstunde.

„Gehen Sie einmal hinüber, Frau Müller, sehen Sie, wie es drüben steht.“

Sie ging. Er neigte sich über das kleine Wesen. Warum röchelte es so selten? Und nun schwie es still — kein Atemzug, kein Hauch mehr — es war tot! Mit einem Verzweiflungsschrei legte Albert von Föhren es voll Grausen in sein Bettchen zurück.

Nach einer Weile brachte die Wärterin die Botschaft, es stehe schlimm mit der gnädigen Frau. Jeder Augenblick könne der letzte sein. Da kam dem unnatürlichen Gatten zuerst der Gedanke, er könne vielleicht den Tod des Kindes kurze Zeit, und wenn sie nur nach Minuten zähle, verheimlichen. Starb seine Frau noch, ehe der Arzt kam, so führte er ihn zuerst zu dieser, und das Kind war dann eben erst in dem Augenblick verschieden, wo der Doktor mit ihm das Zimmer wieder betrat. Daher erklärte er der auf das Bett tretenden Wärterin, sie möge das Kleine ruhen lassen, es schlafe ein wenig, und sandte sie, um jeder Entdeckung vorzubeugen, in die Küche hinab,

eine Flasche Wein für ihn zu holen. Zum Unglück traf aber auch schon Doktor Ohlhoff ein; der gewissenhafte Mann hatte sich mit Windeseile in die Kleider geworfen, er war noch vor dem Kutscher eingetroffen. Natürlich konnte er nur den Tod des armen Geschöpfes konstatieren. „Wann ist es gestorben?“ fragte er.

„Vor zehn Minuten,“ erwiderte Herr von Föhren. Während Doktor Ohlhoff die Untersuchung fortsetzte, ging der Hausherr hinüber in das Zimmer der Kranken, ihm war, als habe er einen Schrei vernommen. Die Pflegerin stand weinend am Bett. An ihrem Blick erkannte Föhren, daß auch hier alles zu Ende sei.

„Wann?“ fragte er mit einem letzten Hoffnungsgefühl.

„Soeben.“ Er warf einen Blick auf den im Gemach befindlichen Regulator.

„Schlag ein Uhr,“ fügte sie hinzu. „Gerade als der Schlag durch das Zimmer hallte, hauchte die Arme ihren letzten Atemzug aus.“

Föhren starrte voll Ingrimm auf die Tote — konnte sie nicht eine Viertelstunde früher sterben? Nun war alles, alles verloren — und wie würden die Menschen ihn verhöhnen, wie würden Elsas Eltern triumphieren!

Verzweiflung im Herzen, rief er den Doktor, der sofort die wissenschaftliche Ueberzeugung des eingetretenen Todes gewann. Mit einigen Trostesworten wollte er sich entfernen, als Föhren ihn bat, ihm die Totenscheine auszustellen — wegen der Erbschaftsregelung. Der Unselige hoffte wenigstens den Umstand des fast gleichzeitigen Todes von Mutter und Kind seinem Schwiegervater gegenüber zu seinen Gunsten geltend zu machen, aber er bedurfte des Zeugnisses des Arztes. Doktor Ohlhoff kam dem Wunsche bereitwillig nach — Formulare trug er stets bei sich. Indem er schreiben wollte, griff er nach seiner Taschenuhr, um nach der Zeit zu sehen, fand sie aber nicht vor.

„Ich habe gar nicht erst die Weste angezogen, um früher hier zu sein,“ sagte er mit seiner gewohnten Milde. „Haben Sie eine genaue Uhr?“

Bei diesen Worten schoß dem Mörder ein neuer, wie er glaubte, rettender Gedanke durch den Kopf. „Die Uhr im Salon geht ganz genau,“ erwiderte er, „einen Augenblick, ich will sofort Licht anzünden.“

Er sprang hinüber in den Salon, sekte rasch die Flamme eines der Armleuchter in Brand, dann öffnete er mit zitternder Hand das Gehäuse der goldenen Standuhr und drehte den Weiser, der auf ein Viertel nach ein Uhr zeigte, zwanzig Minuten weiter. Dann rief er den Arzt herein, der auch arglos nach der so verstellten Uhr die Sterbezeit des Kindes ausrechnete.

„Hier ist es,“ äußerte er, „fünf Minuten über halb zwei — wie lange bin ich hier?“ fragte er, sich unterbrechend.

„Gerade eine Viertelstunde,“ antwortete Föhren, nach seiner Uhr blickend, und sagte damit die Wahrheit.

„Das stimmt mit meiner Schätzung überein,“ kalkulierte Ohlhoff. „Eine Viertelstunde zurück — zehn Minuten vor meiner Ankunft ist die Katastrophe erfolgt, das sind fünf und zwanzig Minuten — also zehn Minuten nach ein Uhr.“

Mit ein paar flüchtigen Strichen unterzeichnete er seinen Namen und griff nach einem zweiten Formular. „Wann ist der Tod Ihrer Frau Gemahlin eingetreten?“

Der schlaue Hausherr hieß die Wärterin seiner Frau hereinkommen. Mit absichtlich lauter Stimme fragte er sie: „Fräulein Moser, Sie haben doch nach der Uhr gesehen, wie meine Frau starb? Wann war es?“

„Schlag ein Uhr,“ erwiderte die Wärterin bestimmt. „Schlag ein Uhr? Ich danke Ihnen — da sind die Scheine.“

Mit einigen heuchlerischen Phrasen nahm Föhren die Scheine entgegen. Ein wildes Triumphgefühl erfüllte seine Seele. Er hatte gesiegt — das Vermögen seiner Frau gehörte ihm! Vorsichtig rückte er die Uhr wieder zwanzig Minuten zurück, dann ging er ins Sterbezimmer, um die nötigen Anordnungen zu treffen. Ueber die Folgen seines Streichs gab er sich nicht der geringsten Beunruhigung hin. Der sollte auf die Idee kommen, daß er an der heimtückischen Zeit ein wenig Korrektur geübt? Der Doktor? Der strebte, so rasch er konnte, seinem Bett zu, und am andern Morgen fehlte ihm jede Kontrolle. Die Wärterin der gnädigen Frau wußte, daß diese um ein Uhr gestorben war und daß der Regulator mit der Standuhr im Salon fast auf die Minute gleichen Gang hielt. Die andre war beim Tode des Kindes nicht zugegen gewesen und von ihm nach ihrer Rückkehr mit dem Wein sogleich entfernt worden. Niemand hatte von diesen an eine Vergleichung der Zeit gedacht, wußte doch kein Mensch, was davon abhing.

Trotz seiner berechnenden Klugheit hatte aber Herr von Föhren die Rechnung ohne des Doktors Gewissenhaftigkeit gemacht. Zu seinem Schrecken suchte ihn am

nächsten Mittag Doktor Ohlhoff auf, um in trockenen Worten zu erklären, daß sie sich vergangene Nacht bei der Berechnung der Sterbezeit des Kindes geirrt hätten.

„Als ich hier fortging,“ begründete der Arzt seine Behauptung, „zeigte die Uhr in Ihrem Salon genau auf zehn Minuten nach halb, und genau zehn Minuten gehe ich von Ihrem Hause bis zu meiner Wohnung. Ich hätte also nach Ihrer Uhr etwa zehn Minuten vor zwei Uhr vor meiner Wohnung anlangen müssen. Zu meinem Erstaunen hörte ich es aber, als ich eben dabei bin, die Hausthür aufzuschließen, halb schlagen. Erst glaubte ich an eine Täuschung, aber gleich darauf schlug eine andre Uhr, und als ich oben meine Taschenuhr aus der Weste nahm, zeigte sie auf eine Minute nach halb zwei. Auch unsere Stuhluhr und die Uhr meiner Frau bestätigten meine Voraussetzung. Natürlich dachte ich sofort an den Irrtum, den ich dadurch im Totenschein veranlaßt hatte, ich blieb munter und wartete auf den nächsten Schlag, öffnete sogar das Fenster, ihn ja nicht zu verpassen. Richtig, im selben Augenblicke, wo meine eigne Uhr auf zwei Uhr zeigte, erklangen die bestätigenden Schläge.“

Was Föhren auch einwenden und wie er sich auf die Genauigkeit der Uhr im Salon berufen mochte, Doktor Ohlhoff ließ sich nicht irre machen. Ging die Uhr heute auch richtig, so war dies doch gestern nicht der Fall gewesen. Es komme ja auf die Differenz nichts an, es sei eine bloße Formsache, aber geändert müsse es werden. Der Tod des Kindes sei zwanzig Minuten früher eingetreten, also zehn Minuten vor, nicht nach ein Uhr. Noch flackerte eine letzte Hoffnung in Föhren auf. Wenn die Zeit in dem einen Schein irrig angegeben war, so müsse es, behauptete er, auch in dem seiner Frau der Fall sein. Ziel der Arzt auf diesen anscheinend richtigen Vorhalt hinein, so war seine Frau eben zwanzig Minuten vor ein Uhr gestorben, und das Resultat blieb für ihn dasselbe. Doktor Ohlhoff erklärte jedoch, die andre Angabe sei nach einer andern Uhr, dem Regulator, erfolgt. Er bestand daher darauf, die Wärterin der Gestorbenen noch einmal zu befragen — wohl oder übel mußte Föhren sie rufen.

„Nach welcher Uhr haben Sie sich bei Ihrer Angabe gerichtet?“ fragte sie der Doktor.

„Nach welcher Uhr? Nach dem Regulator im Zimmer der gnädigen Frau?“

„Wissen Sie, ob dieser richtig ging?“

„O gewiß, er ging ganz richtig, höchstens ein bis zwei Minuten vor, denn gleich darauf schlug es auch draußen.“

„Wie lange war Frau von Föhren ungefähr tot, als ich zu ihr kam?“

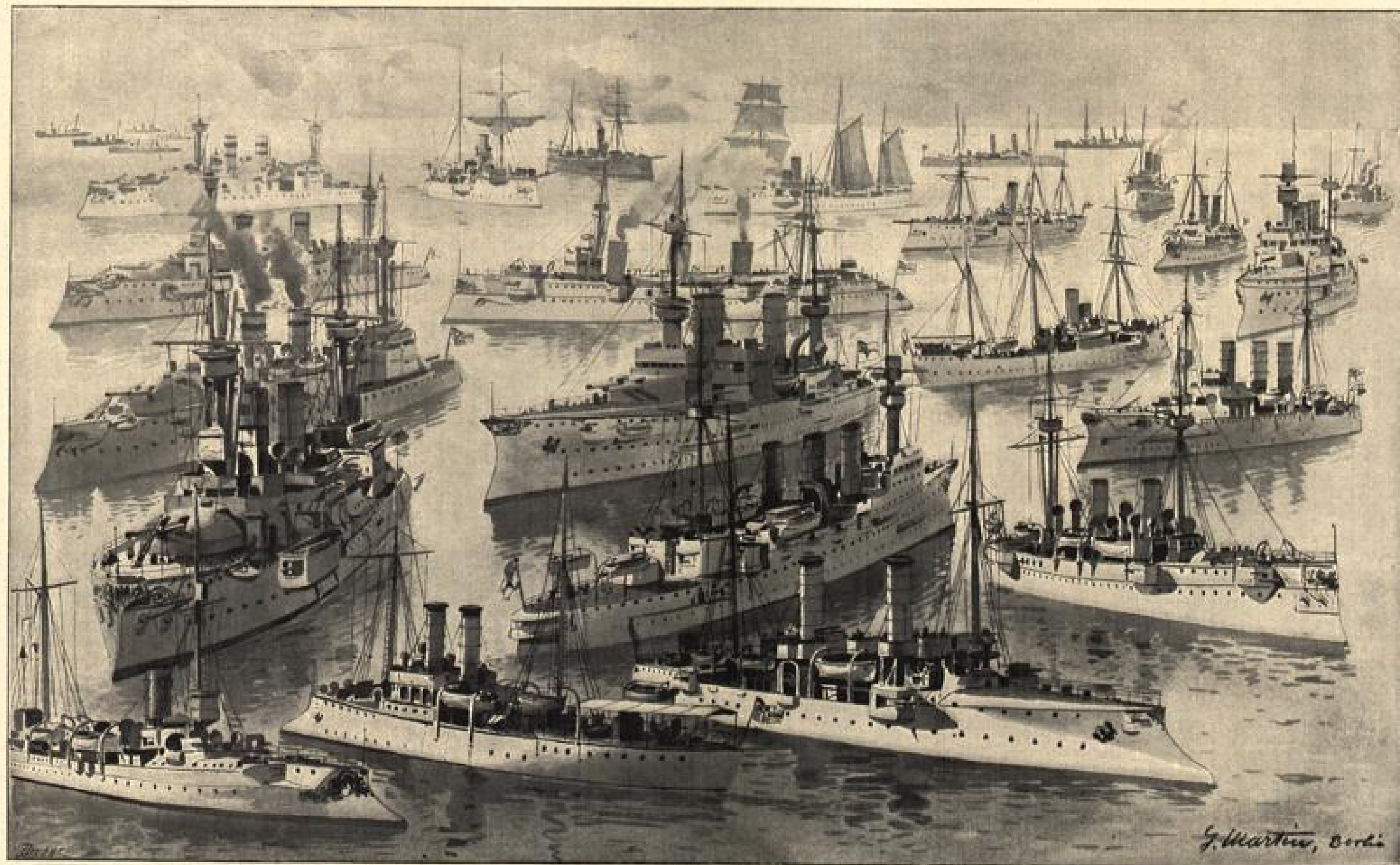
„Sie war eben erst verschieden, die arme gnädige Frau — es konnte höchstens zwei Minuten her sein.“

Föhren knirschte in sich hinein, der Doktor aber sagte: „Sehen Sie, da hätten wir bald eine große Dummheit gemacht. Da ich, als ich die Scheine schrieb, eine Viertelstunde da war, so stimmt die Angabe der Frau mit der wirklichen Zeit ja auch vollständig überein. Ich kam um ein Uhr, Ihre Frau war soeben verschieden, Ihr Kind zehn Minuten früher.“

Der andre stammelte, er begreife nicht, wie der Irrtum entstanden sein könne. Er mußte jetzt vor allem Zeit gewinnen, den Arzt von der Ausführung seiner Absicht, die gerichtlichen Schritte zur Berichtigung des Fehlers zu thun, zurückhalten. Deshalb spiegelte er ihm vor, die Scheine befänden sich wahrscheinlich noch in der Hand seines Bruders, der die Sache habe besorgen wollen. Er wolle sie sich sofort zurückgeben lassen und dann dem Doktor vorlegen, da ihm daran gelegen sei, alles thörichte Gerede und irrige Auslegungen zu vermeiden. Auch der vielbeschäftigte Arzt war damit einverstanden, er wünschte sich Weitläufigkeiten zu ersparen.

Zunächst dachte Herr von Föhren nur daran, den Arzt hinzuhalten, bis er mit seinem Schwiegervater unter glücklicher Benutzung der Urkunden einen günstigen Vergleich abgeschlossen hatte. Derselbe würde sicher mit Hinweis auf die kurze Sterbedifferenz die Herausgabe des Vermögens verweigern, um so natürlicher erschien es, wenn er, der ewig geldbedürftige Mann, sich mit einer Abfindungssumme, vielleicht der Hälfte begnügte, unter der Bedingung sofortiger barer Auszahlung. Dann machte er sich damit aus dem Staube — mochte werden dann, was wolle.

In der That ließ der Arzt am nächsten Tage nichts von sich hören. Aber am ersten Dezember, morgens zehn Uhr, stand er wieder vor Föhren; diesmal forderte er dringend die sofortige Erledigung der Angelegenheit. Er hatte davon gehört, daß von der Angabe des wahren Todeszeitpunktes des Kindes das Schicksal einer großen Erbschaft abhänge. Föhren beschwor ihn, ihn nicht in Angelegenheiten zu bringen, und teilte ihm mit, er habe selbst schon Schritte gethan, die Aenderung durch die Gerichte bewerkstelligen zu lassen. Noch im Laufe des morgenden Tages werde die Sache



Zurich: 1983. 114 pp. 18.00.

Mühlentisch „Wörlitz“.
 Mühlentisch „Wittenburg“.
 Mühlentisch „Frankenburg“.
 Mühlentisch „Kurfürst Friedrich Wilhelm“.
 Hl. Stempel „Pala“.

Dr. Henry "Goat"...

[illegible]

Dr. Andrew Baker*

Chrysomelidae

On August 21st 1890.

[illegible]

Dr. Steven Heller:

DE Gruyter · Wittenberg

H.L. Hammer, B.A. Shalaby / *Journal of Macroeconomics* 26 (2004) 79–98

PL. Stuttgart, Chaplin.
 PL. Dresden, Chaplin.

Bl. Schwarz, "Grunder"

© 2000 Pearson Education, Inc. All rights reserved.

© 2000 Blackwell Science Ltd

[illegible]

1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 26

1999-2000

1997, 1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 26

1999

1970

Die deutsche Flotte im Osten. Originalzeichnung von G. Martin.



Schreiber, d. n.

Leutnant v. Sallwürf. Leutnant Rüfer.

Leutnant Cholewy.

Hauptmann Schmidt.

Lt. v. Rahmer. Lt. v. Burgsdorff.

Die Offiziere der ostasiatischen Jäger-Compagnie mit den Kriegshunden.



Detachment vom Stabe des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee.

Bilder von der deutschen China-Expedition. Nach photographischen Aufnahmen von Max Piepenhagen in Berlin.

erledigt werden. Nochmals ließ der Arzt sich bewegen, bis zum Abend des morgenden Tages zu warten — bis dahin wollte er gegen jedermann schweigen, sollte aber bis dahin die Aenderung nicht erfolgt sein, werde er unverzüglich selber Schritte thun.

Jetzt erst entstand der Mordplan in dem unglücklichen Erben. Niemand als der Doktor wußte um die Fälschung — wenn er diesen beseitigte, konnte niemand ihm seine Million streitig machen. Der Schurke entwarf einen raffinierten Plan, den er, wie wir gesehen, ebenso raffiniert ausführte. Die Gepflogenheiten des Arztes waren ihm genügend bekannt. Sein Dienstpersonal täuschte er, indem er sich unwohl stellte und sich in sein Zimmer begab mit der Weisung, er wünsche unter keinen Umständen gestört zu werden. Der Abend war für sein Unternehmen wie geschaffen. Durch ein Fenster verließ er sein Gemach und schlich durch den Garten ins Freie. Bei sich trug er einen Brief, worin er den Doktor Ohlhoff bat, sofort zu ihm zu kommen, sein Bruder Bruno sei beim Reiten im Tiergarten gestürzt und eben schwer verletzt nach Hause gebracht worden. An des Doktors Hause im Dunkeln postiert, beobachtete er das Herauskommen Ohlhoffs; als dieser unter der Laterne stehen blieb, um sich eine Zigarre anzuzünden, ließ ihm zum Glück der Knabe in den Weg, der sein Briefchen abgeben mußte. Hätte er seinen Boten gefunden, so würde er den Doktor persönlich angesprochen haben, er wollte das aber so spät als möglich thun, weil er fürchtete, mit ihm gesehen zu werden. Kehrt der Arzt um, um vorher die Seinen von der Bestellung zu benachrichtigen, so war allerdings die verbrecherische Absicht vereitelt. Der Mörder hätte dann den Doktor an seiner Thür mit der Entschuldigung empfangen, es sei bereits ein anderer Arzt zur Stelle.

Doch alles ging nach seinem Wunsche. Der gewissenhafte Arzt beeilte sich, dem dringenden Rufe zu folgen, der Weg war ja nicht so weit, daß er hätte erst seine Frau unterrichten müssen. Unweit des Zieles trat ihm Föhren in den Weg, erklärte, er habe ihn selbst auffuchen wollen, weil er fürchte, der Junge habe den Auftrag nicht ausgerichtet. Unglücklicherweise sei niemand von den Diensthofen zur Stelle, als die Kuchin, und die sei krank, so habe er seinen Bruder unter der Obhut der Herren gelassen, die ihn gebracht, um sich selber auf den Weg zu machen. Er erzählte alle Einzelheiten des erdichteten Unfalls, spiegelte auch dem Arzte vor, der Termin zur Aenderung der Sterburtunden sei auf morgen angelegt und der Arzt werde wohl die Vorladung noch mit der Abendpost erhalten. Er wußte ihn unter dem Vorgeben, daß es näher sei, zu veranlassen, ihm gleich durch die Hinterpforte und den Garten zu folgen; nachdem er sich noch einmal versichert, daß Ohlhoff über das Geheimnis der Sterbezeit mit niemand gesprochen, stieß er ihn in der Mitte des Gartens von hinten zu Boden. Alles übrige ist den Lesern bekannt. Die Leiche begrub der Mörder während der Nacht in dem unter dem Pavillon befindlichen Keller. Als er die Ergreifung Fannys las, schlich er sich, um den Verdacht gegen sie zu verstärken, in den von der Straße ohne große Schwierigkeit zugänglichen Garten, um die Uhr, die er nebst der Brieftasche zur Benutzung für ähnliche Zwecke der Leiche geraubt hatte, in dem Strauche, wo sie gefunden wurde, zu verstecken. Als er von seinem Bruder über Fannys Mitwisserschaft unterrichtet und unter Drohungen bewogen wurde, sie zu retten, verfiel er auf die Idee, die Rolle des Doktors zu spielen, um glauben zu machen, dieser sei gar nicht tot, sondern habe sich im Zustande geistiger Zerrüttung heimlich entfernt. Da er eine gewisse Ähnlichkeit in Größe und Aussehen mit Ohlhoff besaß, auch einen Vollbart von fast derselben Farbe trug, ward ihm die Irreführung um so leichter, als er sich in Halle einen der in der amtlichen Bekanntmachung enthaltenen Beschreibung ganz entsprechenden Anzug kaufte und sich von einem Friseur Haare und Bart ganz in der Weise zurechtstutzen ließ, wie der Doktor sie zu tragen pflegte. Die Handschrift des Arztes ahmte er auf Grund eines angefangenen Briefes nach, den er in der Brieftasche vorgefunden; die Zeichen im Notizbuch beachtete er weiter nicht, er hielt sie für ärztliche Kunstausdrücke und stand nicht an, die Tasche zurückzulassen, um dadurch den sicheren Beweis von der Existenz des Verschollenen zu liefern.

Zum Schluß gestand der Mörder unter Thränen, daß er in der That diese Nacht habe entfliehen wollen. Er habe seinem Anwalt alle erforderlichen Vollmachten gegeben, der Boden brannte ihm unter den Füßen. „O, mein Vater, mein Vater!“ schluchzte der Elende, vom Paroxysmus der Verzweiflung übermannt — wenige Minuten noch und die Pforte des Kerkers schloß sich hinter dem entarteten Sprößling eines edeln Stammes.

(Schluß folgt.)

Reichskanzler Graf Bülow.

(Porträt S. 201.)

Der dritte Nachfolger des Fürsten Bismarck als deutscher Reichskanzler, Graf Bernhard von Bülow, steht erst im zweiundfünfzigsten Lebensjahre. Er ist geboren am 9. Mai 1849 zu Klein-Flottbek in Schleswig-Holstein als der Abkömmling eines alten Adelsgeschlechts, das dem preussischen Staats- und Kriegsdienst eine Reihe trefflicher Männer gestellt hat. Auch sein Vater hat als Staatsmann und Diplomat, zuletzt als Minister und deutscher Staatssekretär seinen Namen in die Geschichte eingeschrieben. Bernhard von Bülow studierte die Rechte zu Lausanne, Leipzig und Berlin, machte den Feldzug von 1870 als Offiziersaspirant im Bonner Königsjägerregiment mit, wurde nach dem Kriege Offizier, trat dann aber bald zum Staatsdienst über. Im Jahre 1876 wurde er der deutschen Botschaft in Rom als Attaché beigegeben. Nach kurzer Dienstleistung im Auswärtigen Amt wurde dann Bülow 1880 Sekretär bei der deutschen Botschaft in Paris, 1883 Botschaftsrat in Petersburg, 1888 Gesandter in Bukarest, 1893 Botschafter am italienischen Hof in Rom. Seit 1897 Staatssekretär, trat er als rechte Hand des Fürsten Hohenlohe immer bedeutender hervor, besonders fiel ihm die Aufgabe zu, die auswärtige Politik des Deutschen Reiches dem Reichstag gegenüber zu vertreten. Nach Abtretung der Marianen und Ladronen von Spanien an das Deutsche Reich wurde Bülow am 22. Juni 1899 in den Grafenstand erhoben.

Die bisherigen Äußerungen des Grafen Bülow über die auswärtige Politik haben vielfach Bismarckschen Geist geatmet, und auch darin ähnelt er dem gewaltigen Vorgänger, daß einzelne dieser Äußerungen durch ihre charakteristische Prägung sofort zu geflügelten Worten geworden sind. Daß Bülow gewillt ist, den großen Kanzler sich zum Vorbild zu nehmen, das hat er auch direkt ausgesprochen in dem Telegramm an die Siegerländer, die ihm von der Enthüllung eines Bismarckdenkmals zu Siegen auf die Nachricht von seiner Ernennung einen Glückwunsch zusandten. Bülows Antwort lautete: „Bei der Führung des mir von unserm Kaiser übertragenen schweren Amtes werden meine Blicke auf die große und mahnende Gestalt des unvergleichlichen Staatsmannes gerichtet sein, dessen Denkmal Sie gestern enthüllt haben.“

Von der deutschen China-Expedition.

(Bilder S. 205.)

Die Ostasiatische Jägercompagnie ist von den deutschen Jägerbataillonen in Kriegsstärke zusammengefaßt und speziell zum Schutze des Oberkommandos bestimmt. Den letzten Schluß und Ausbildung erhielten die Jäger im Truppenübungslager zu Döberitz, woher auch unser Bild stammt. Die Kriegshunde sollen ihre Feuertänze im fernen Osten erhalten, mögen dieselben die auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllen. Die Abreise erfolgte am 6. September von Döberitz aus, worauf am 7. die Einschiffung in Bremen auf Dampfer „Roland“ erfolgte.

Das Detachement des Oberkommandos ist aus allen Truppenkörpern entnommen und dient nicht nur zum Schutze des Grafen Waldersee, sondern auch zu Dienstleistungen, wie Ordonanzen, Depeschendienst und so weiter.

F a t u m.

Erzählung

von

Karl Herold.

I.

Es war außer der Reisezeit, der Reisezeit für das Reisepublikum. Der Himmel blau, kein Wölkchen schon seit langen Tagen. Immer diese heiße, unbarmherzige Sonne. Sie scheint nicht mehr, ihre Strahlen fliehen.

Da wagt sich in den Süden nur, wer durchaus muß; ich war der einzige Passagier erster Klasse auf dem „Dreites“. Deppassagiere gab es die schwere Menge. Alles belegt mit Matrasen und Decken, und auf jeder dieser dünnen Widelmatten, auf jedem der schmiegigen Lumpenhäuten ein Mensch oder ein paar. Das fröbelte und krabbelte wie in einem Ameisenhaufen, verschmutzte Jugend und verkommenes Alter. Für die Augen aus einiger Entfernung ganz gut anzuschauen, für die Nase weniger geeignet. Es sind nicht gerade die Wohlgerüche des Orients, welche diese Leute um sich verbreiten. Zerissen und beschmutzt ist alles an ihnen, aber die bunten Farben der Kleider kommen doch noch durch die Schmutzschicht hier und da, und daß manches daran Seide und Sammet gewesen, kann man auch erkennen.

Wenn dann der Abend kommt, liegen die Moslem auf ihren Teppichen und Decken und beten. Auffällig und inbrünstig. Ihr Gebet „im stillen Kammerlein“ würde nutzlos verhallen, „du sollst bekennen“ hat Allah ihnen durch den Propheten befohlen. Und in ihr Gebet hinein klingt vielleicht das Lied eines andern, von irgend einem primitiven Instrument begleitet. Eintönig beide, Begleitung und Melodie; voll von

einer tiefen, fatten Schwermut, in welcher sich der Geist der östlichen Völker von all dem Leuchten, Blitzen und Glänzen des Tages ausruhen zu wollen scheint.

Für den abendländischen Gesang, besonders den italienischen mit seinen hohen glänzenden Notizen haben diese Leute kein Verständnis. „Das ist Geschrei und nicht Gesang“, sagen sie. Der muß still und sanft sein; und sie bringen ihre Weisen dagegen, aus endlosen monotonen Phrasen bestehend, die eine unfehlbar einschläfernde Wirkung auf das europäische Ohr ausüben. Aber auf das Schiffsdeck wollen sie gut passen. Ringsum die weite Wasseroberfläche, ohne Ende, ohne Grenzen, wenn die Dämmerung sinkt, wenn die Horizontlinien sich verwischen. Ein zweiter Himmelsplan, in welchem das Schiff hängt.

Der Westen strahlt in Gelb, dem Sterbeguß des Feuerballs von jenseits des Horizontes. Der Osten schmückt sich mit hellem Blau und Rosa, in harten Tönen. Aber nicht für lange. Das verfliegt so schnell, und die Dämmerung kommt. Mit den grauen Schleiern, die eilig herabsinken und alle Farben erstickend wölken.

Es gelingt ihnen nicht. Aus dem Himmel zu Haupten glühen die Myriaden Sterne auf. Das flackert und funkelt hernieder in das Auge der verlorenen Menschen, die da so einsam treiben. Und in dem Wasserfirmament unten beginnt es zu leuchten und zu glänzen, Quallen und Medusen, in grünen und blauen Lichtern phosphoreszierend, treiben umher, manchmal flimmert die ganze See von kleinen Lebewesen, deren sich jedes zu seiner eignen Sonne macht.

Ich bin allein auf dem für die Kajütpassagiere abgegrenzten Deckraum, und um mich die Stille der Meeresnacht. Diese Stille, die durch das wenige Geräusch vom Schiffe nur noch fühlbarer gemacht wird, die auch der eintönige Gesang der Deckpassagiere nicht vertreiben kann. Diese Stille, die etwas Ueberirdisches hat, etwas, was den Stolz darauf, ein Mensch zu sein, einschläfert, tötet. Was ist ein Mensch in dieser ungeheuren Wasseröde! Wenn die Bretter unter seinen Füßen schwinden, eine Beute der Ungeheuer der Tiefe, die sich über ihn stürzen.

Die Leute auf dem Deck denken daran nicht. Sie liegen oder sitzen auf ihren Decken und erzählen sich leise Geschichten, Geschichten, die mit „Es war einmal“ beginnen, und in denen es von Geistern und Zaubern, von Riesen, Zwergen und Wundern wimmelt.

Sie sind wie die Kinder geblieben, diese Leute, je toller und unglaublicher es in den Geschichten zugeht, desto besser behagen sie ihnen. Dazwischen klingen das leise, näselnde Singen und die zitternden Töne der Begleitung. Vielleicht macht sich auch die Nachtlust auf und fährt mit leichtem Wehen über das Deck, daß jede Lippe sich ihr öffnet, um sie gierig einzusatmen. Welch eine Wohlthat ist das in der Hitze, die den Kopf austrocknet und die Brust, die das Mark aus den Gebeinen saugen zu wollen scheint, die den Körper matt und hinfällig macht und die Seele unglücklich und träge.

Da ist das Büfchen gut. Es weckt den Geist etwas, bringt wieder Leben und Gedanken.

Neben mich hat sich ein schweigsamer Mann gesetzt, der Schiffsarzt, Doktor Dietrich Waldner. Ein Norddeutscher. Sonst sind die Schiffsärzte fast stets junge Leute, die etwas Erfahrung sammeln und die Welt sehen wollen. Besser können sie das gar nicht haben, als so ein paar Jahre lang in der Welt herumzufahren. Die akademischen Schmissse verwachen in der Zeit, der ganze Mann bekommt ein gesektes und würdiges Aussehen und Auftreten. Und diese beiden verlangt die gute Gesellschaft, wenn sie sich von ihm behandeln lassen soll. Dabei giebt es ihm noch ein besonderes Relief, wenn er sagen kann: „damals, als wir im Stillen Ozean fuhren“, oder „auf einer Reise vom Kap nach Indien passierte mir das und das.“ Vielleicht verliebt sich dann sogar eine reiche Kommerziantentochter in ihn, denn er ist interessant.

Das letztere war Doktor Dietrich Waldner gewiß, aber reiche Familientöchter verliebten sich nicht mehr in ihn. Dazu war er zu alt, schon zwischen vierzig und fünfzig. Das sah man ihm an. Zwar ein Gesicht voll frischer, gebräunter Farbe, aber auch voll Falten über die Stirn und von der Nasenwurzel aufwärts. Von den äußeren Augenwinkeln ein Netz von Fältchen, Krähenfüßen, herüber auf die Schläfen und in die Backen herein. Dabei ein blonder Vollbart, mit Neigung zum Ergrauen. Eine große, kräftige, stattliche Gestalt; wenn er neben dem Kapitän Perittes Sakelapoulos stand, so hätte man den Doktor für den Kapitän, diesen letzteren für, ich weiß nicht was, halten mögen. Eine Gestalt, die man übersehen hätte, war der griechische Kapitän auch nicht, aber er spielte sich zu sehr auf den „Franzosen des Ostens“ heraus. Der Doktor war vertrauenerweckender.

Ich lag in meinem Langstuhl, die Hände über der Brust gefaltet, und sah empor, direkt in die Ewigkeit hinein, in Fernen und Welten, von denen sich unser Köpfchen und unsre Weisheit, obgleich sie gut sind und manches schon ausstudiert haben, keinen Begriff

macht. Der Doktor saß neben mir, rauchte eine Zigarette und warf endlich den kurzen Rest davon in das Wasser. Fast stets, wenn ich beschäftigungslos da oben lag, kam der Doktor zu mir und saß an meiner Seite, schweigend, ruhig. Es war, als ob er auf diesem fremden Schiffe den Landsmann suche, nicht um mit ihm zu sprechen, lediglich, um etwas in der Nähe zu haben, was ihn an die Heimat erinnere.

Das Schiff hatte früher einer orientalischen Gesellschaft angehört, welche nicht prosperierte, es war in der Verwaltung zu unordentlich zugegangen. Dann kam englisches Geld hinein, es wurde eine englische Gesellschaft daraus, und die Schiffe fuhren unter britischer Flagge. Den griechischen Kapitän hatte man beibehalten, es war ein durch Jahre bewährter Mann.

In dieser Nacht kam er zu uns auf Deck und begann zu plaudern. Lust und See waren ruhig, und er konnte sich auf seine Offiziere verlassen. Wie er so da saß, den Kopf zurückgelehnt, die Augen halb geschlossen, ein Lächeln in den scharf geschnittenen Zügen, schien es, als ob er sich über den Doktor, den sein Blick manchmal streifte, lustig machen wollte. „Sie haben Ihrem Landsmann wohl schon die schönsten Geschichten vorgeschwiegen, Doktor?“ fragte er.

„Wir verstehen uns schon so!“ sagte der Doktor kurz. „Viel Worte über nichts zu machen, das muß ich den Weibern und Levantineren überlassen.“

Der Kapitän versetzte nichts darauf. Er biß sich auf die Lippe und wandte den Kopf nach der andern Seite.

Wieder diese Ruhe, die majestätisch über dem Meere lag, das große Schweigen. Durch nichts unterbrochen, durch nichts zu stören, so schien es. Drückend und befreiend zugleich.

Der Kapitän hatte eine Weile gegessen. Es mochte ihm nichts einfallen, was er sprechen konnte. Diese unendliche Einsamkeit war so wenig geeignet, ein gleichgültiges Geplauder aufrecht zu erhalten. So erhob er sich endlich und ging davon, nach seinem Zimmer.

Wir beide, der Doktor und ich, blieben. Lange, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Wohl eine Stunde war vergangen, da wandte sich der Doktor plötzlich etwas zur Seite, und nach der Richtung, in welcher Perikles Sakelapoulos verschwunden war, deutend, sagte er: „So etwas meint, jedermann müsse zu allerlei Geträtz geneigt sein! — Dabei ist er ein ganz ordentlicher Kerl.“ fuhr er nach einer Pause fort, „und hat die Mannschaft am Schnürchen. Aber wenn er vom Schiffe herunter ist, kann er den Anzug nicht großkariert, die Krawatte nicht bunt genug bekommen. Mir immer ein Rätsel!“

„Weshalb soll der Mann heiterem Lebensgenuß abhold sein, — wenn er sonst pflichttreu ist?“

Der Doktor zögerte einen Augenblick. „Es kommt so viel vor auf einem Schiffe,“ sagte er langsam, „so viel — auf mir liegt es wie ein Alp, den ich mit herumschleppe, der mich fast erdrückt. Früher war ich auch ein lebensfreudiger Mensch — und wie! Bei meiner gesunden Konstitution! Herrgott, wie kommt' ich in die Höhe gehen. — Das ist alles vorbei!“

Er schweig.

„Und was kann da vorkommen auf einem Schiffe, was Sie so aus dem Gleichgewicht gebracht haben könnte? Ein Sturm! Die giebt's so oft, und wenn sie vorüber sind, sind sie vergessen!“

Er schüttelte mit dem Kopfe. „Sturm!“ sagte er verächtlich. „Was schert uns der Sturm! Daß wir einmal, hier oder da, hinaus in die Tiefe schlafen gehen, wissen wir. Ob es heute, morgen oder in zehn Jahren geschieht, ist gleichgültig. Nein, das ist's nicht. Andre Sachen, andre Sachen!“

„Sie werden das Schiff verlassen, Doktor, sich irgendwo ansiedeln, oben an der Waterkant, damit Sie Ihre geliebte See sehen und auf die andern Sachen vergessen. Vielleicht gar noch eine Frau und Familie haben.“

Er schüttelte wieder mit dem Kopfe. „Nein,“ sagte er, „ja nicht. Es sind schon zu viel Menschen auf der Welt, und sie tragen meist zu schwer am Leben!“

„Sie sind Hypochonder, Doktor!“ sagte ich.

Da lachte er, rauh und herb und schneidend.

„Der Herr Kapitän Perikles Sakelapoulos hat unrecht gehabt, ich kann Ihnen nicht nur Geschichten verschweigen, ich kann auch erzählen. Nicht von mir. Aber er war auch Schiffsarzt, von dem ich Ihnen erzählen will, und jung und stark und lustig. Hatte auch das Herz auf dem richtigen Fleck, und Mut und Ueberlegung und Thakraft. Und was ist mit all dem aus ihm geworden!“

Es war der richtige Abend für die Geschichte des Doktors. Ringsum die große, schweigende Einsamkeit. Selbst die Vieder und Klänge auf dem Deck verstummt. Nur das Raunen des Wassers an Bug und Klanken des Schiffs lebendig; geistlich in der Stille und der mit Goldglitter besetzten Dunkelheit verfliegend.

Dazu die Stimme des großen, fast häunenhaften

Mannes, gedämpft, halb gebrochen. Eine Stimme, aus der das Heimweh nach einem Grabe in der Heimat-erde schreit. Sonst nichts mehr auf Gottes Welt.

Der Doktor aber erzählte:

II.

Er lebte in einer nordischen Seestadt, war aus guter Familie, hatte, obgleich die Praxis noch klein, ganz klein war und nichts brachte, Geld die Hülle und Fülle. Seine einzigen Patienten waren die Mitglieder der elterlichen Familie und einige wenige andre Verwandten, die sich bei leichten Fällen, anstandslos, um den jungen Vetter in Aufnahme zu bringen, an ihn wandten.

Ihm war es ganz recht, daß die Praxis nicht groß war, um so mehr konnte er noch das Leben genießen, das schöne, lustige Leben.

Und dann, eines Sommerabends, lernte er ein junges Mädchen kennen. Sie ging um die Zeit des Sonnenuntergangs spazieren, die Promenade am Fluß entlang. Nichts Auffälliges an ihr, ein schlichtes, fast zu schlichtes schwarzes Kleid, ein ganz billiger schwarzer Hut. Aber unter diesem Hut ein Gesicht, welches er nicht mehr vergessen konnte, so gut, die Augen so klar. Etwas blaß, obgleich die schöne Gestalt sonst nichts Kränkliches an sich hatte.

Es war, als ob die trauernde, stille Spaziergängerin es ihm angethan habe. Er folgte ihr, er grüßte sie, und sie dankte auch darauf mit einer kleinen Neigung des Kopfes. Nicht wie ein Mädchen den Gruß erwidert, welches meint, der Gruß des eleganten Herrn könne den Anfang eines mehr oder weniger soliden Verhältnisses bilden, nur eine schlichte Quittung über eine empfangene Aufmerksamkeit.

Lange ging sie nicht, sie kehrte bald wieder in die Stadt zurück, in die Stadt der armen Leute. Er folgte ihr durch mancherlei Gassen, bis sie endlich in einer Mietskaserne verschwand. Sie war die Treppe hinaufgestiegen; in einem Materialwarenladen im Erdgeschloß, in welchem er sich einige Zigarren kaufte, erkundigte er sich nach ihr.

Die Leute waren vor noch nicht langer Zeit von auswärts zugezogen, Vater und Tochter. Die Mutter gestorben, um die trauerte das Fräulein noch. Recht angenehme und feine Leute, aber freilich, der Vater hatte Bankrott gemacht. Einen recht schlimmen sogar, erzählten die Leute. Er sei ein großer Gutsbesitzer gewesen, habe fein gelebt, und schließlich wäre die Sache zum Krachen gekommen. Aber so, daß auch rein nichts übrig geblieben, als etwas wertloses Mobiliar. Einfacher und armseliger lebten Vater und Tochter da oben unter dem Dache wie die gewöhnlichsten Leute. Die Frau sei vor Aufregung und Gram gestorben. Der Herr Schulenberg suchte sich nun als Agent etwas zu verdienen. Was das wohl werden konnte! Ein Mann, der von der Kaufmannschaft und vom Arbeiten überhaupt nichts verstand, und der auch von seiner Landwirtschaft nichts verstanden hatte. Denn sonst hätte doch nicht alles so in Grund und Boden hinein verwirrt werden können. Es war wirklich nicht viel zu ihm, in letzter Zeit hatte er auch noch angefangen zu trinken. Die Herren Agrarier sind ja einen guten und kräftigen Schluck gewohnt; früher hatte Herr Schulenberg wohl seine Weine und teure Schnäpse getrunken, jetzt mußte es ganz gewöhnlicher Nordhäuser thun.

Der Commis zeigte hinüber auf das Faß: „Das ist 'n Rachenreißer!“ sagte er, „ich möcht' ihn nicht trinken. Und auf jeden Ausgang, den er macht, kommt er 'rein und trinkt einen, auch zwei. Hinauf in die Wohnung nimmt er keinen mit. Er schämt sich wohl noch vor der Tochter. Na, mit der Zeit wird sich das auch ändern! Wenn man das mal angefangen hat, ich biß' Sie, da geht das Schäm'n bald zum Teufel. Aber das Mädel ist gut, hübsch und ordentlich. Zu jedem freundlich, trotz allem Kummer, der ihr nur so vom Gesicht herauspringt. Die hält' ein besseres Los verdient.“

Der Doktor brannte sich eine von den gekauften Zigarren an, dankte dem Commis für die Auskunft und ging. Draußen warf er die angebrannte fort, die übrigen schenkte er einem Arbeiter, der da vorbeikam. Es war nichtsnußiges Zeug, welches er nicht vertragen konnte, zu heißend für ihn. Auch die Auskunft war es. Was sollte er damit machen? In das Leben dieser Leute eingreifen? Wenn der Vater Trinker war, dann ließ sich wohl nichts mehr thun. So etwas gewöhnt man sich nicht wieder ab. Manchmal giebt es zwar scheinbar eine Heilung, aber später kommen doch die Rückfälle, ganz unfehlbar.

Das sagte er sich immer und immer wieder, und dabei jammerte ihn das Mädchen so. War es denn unbedingt nötig, daß die mit in den Ruin, in das Elend hineingezogen wurde? So jung und so schön und so rein, wie sie war!

Er stellte weitere Erkundigungen an nach dem früheren Leben der Schulenburgs. Es war schon so, wie der Commis es ihm gesagt hatte. Der Mann

hatte vor einigen zwanzig Jahren das Gut schon mit einer gehörigen Last auf dem Dach von seinem Vater übernommen und dann frisch, frei, froh darauf losgewirtschaftet, ein Haus gemacht, wie die andern Gutsbesitzer, die wirklich reich waren, es nicht großartiger und gastfreier führen konnten, gejezt und geliebt, wie es gerade kam. Die Frau, die das mit Thränen und Vorwürfen ansah, war ihm verhaßt geworden, das Leben auf dem Gute hatte sich in zwei gesonderten Teilen abgespielt. Mutter und Tochter zusammen, die ihr Leid gemeinsam trugen, und der gnädige Herr, der mit Heisassa und Hujassa lebte. Bis das Ende kam, welches alle andern, und möglicherweise er selbst, schon seit länger kommen sah. Das Gut wurde verkauft, die Familie zog ohne Subsistenzmittel nach der großen Hafenstadt. Herr Schulenberg war eigentlich nicht einmal so sehr unglücklich darüber. Er hielt große Reden, daß die Landwirtschaft völlig auf dem Hund sei, und was ihm eben passiert, das sei keine Schande, sondern das ganz natürliche Schicksal aller Gutsbesitzer. Der Boden trug seinen Mann nicht mehr, und nacheinander, in ganz kurzer Zeit, werde alle Landwirte das gleiche Schicksal treffen. Das einzig Richtige war der Handel. Man sah ja, was da für Vermögen in verhältnismäßig kurzer Zeit zusammengeklagen wurden. Und wie die Leute dabei lebten, rein fürstlich. Man konnte als Vertreter anfangen und dann später für eigne Rechnung machen. Besonders der Anfang, da war gar kein Risiko dabei.

Die Frauen hatten es ihm geglaubt, sie wußten so wenig von der Welt. Nur darauf hatten sie gedrungen, daß man für den Anfang eine ganz kleine Wohnung nehme, billig, unter dem Dache. Sobald man sah, daß das Geschäft ging, konnte man eine bessere suchen und wieder Möbel anschaffen. Jetzt war nur noch da, was man gerade durchaus brauchte. Herr Schulenberg konnte fein gehen, das erforderte das Geschäft, Frau und Tochter, die wollten sparen, oben unter dem Dache sitzen, sich in ihren abgetragenen Fahnen nicht sehen lassen, solange es nötig war.

Der vertrackte Gutsbesitzer hatte dann Vertretungen gesucht, die ihm so jährlich für den Anfang zehn bis zwölf Tausend Mark einbrachten. Indes merkte er doch bald, daß es so schnell nicht ginge. Bei einträglichen Artikeln kam er nicht daran, da waren zu viel „Vordermänner“ da. Eine Vertretung in Stiefelwische und eine in Kunstbutter hatte er schließlich nach langem Suchen bekommen. Aber es war kein Geschäft darin zu machen, es gab nichts aus an Provision. Das war die Zeit, in welcher sich Frau Schulenberg zu Tode sorgte. Als ihm die Kunstbuttervertretung entzogen wurde, weil er darin nichts erzielte, lag sie im Sterben. Er konnte ihr zwar die tröstliche Mitteilung bringen, er habe ein neues Haus bekommen, diesmal eine Fabrik von Goldbleistiften für Bilderrahmen, und nun werde das Verdienen losgehen, aber sie, ungläubig an seine Zukunft, zog es doch vor, nicht auf den Reichtum zu warten, der durch die Goldbleistiften ins Haus kommen würde, sondern zu sterben. So blieb ihr wenigstens auch diese Enttäuschung erspart, denn es war mit den Goldbleistiften auch nichts. Aber die Wichevertretung ging dafür verloren. Denn meist, wenn Herr Schulenberg seinen Verkaufsgang machte, war er beschwipst. Er hatte erst gedacht, es gehöre dazu, daß er in jedem Laden, wo er Wische verkaufen wollte, und die doch alle auch Spirituosen führten, einen kleinen Schnaps pfiff. Wenn er in einigen Läden gewesen war, hatte er einen fixen, und die Händler suchten ihn sich vom Halse zu schaffen, indem sie ihm sagten, sie hätten ihre Verbindung und könnten nicht wechseln.

Hermine, die Tochter, strickte und stickte und nähte Tag und Nacht, aber der Alte brauchte zu viel an Betriebskosten für sein Geschäft, es war kein Auskommen. Die Mutter hatte der Gram in den Tod getrieben, mit der Tochter konnte es nichts andres werden. Das farge Leben, die Nächte durcharbeiten, und immer die schreckliche Aussicht vor sich, du mußt verderben, untergehen, nichts kann dich mehr retten!

Ja, wenn noch der Alte gestorben wäre, dann hätte sie in eine Stellung gehen können und sich recht und ehrlich durchschlagen. Aber er hing wie ein Bleigewicht an ihr. Ihn verlassen, da wäre er binnen kürzester Zeit völlig verlumpt gewesen, ein Säuser, der auf den Gassen umherliegt. Das ging nicht. Er machte wohl noch seine großen Redensarten, aber nur aus Verlegenheit, wenn sie ihn so scharf ansah und ihn wieder etwas zusammenrüttelte. Es sollte gleichsam eine Entschuldigung sein, aber sie wußte doch, daß alles aus und vorüber war. Sie hatte es von Anfang an gewußt, aber immer wieder, fast instinktiv nur, ging sie ihn an, zu arbeiten, sich zu ändern. Und so ächzte sie weiter unter dem Druck eines Lebens, so schlimm und so grausam, wie es selten eins giebt. Nicht, weil gleiche Fälle selten wären, sondern weil sie, die als Dame erzogen worden war, es schlimmer fühlen mußte, wie das bei andern der Fall gewesen wäre.

Der Doktor ließ sich jetzt öfters in jener Gegend, die er sonst nie besucht hatte, sehen, und manchmal sah er Hermine auch wieder. Stets in dem schwarzen, vertragenen Kleid, aber von einem Male auf das andre blässer und schmerzlicher. Seinen Gruß erwiderte sie stets mit dem leichten und flüchtigen Nicken, und flüchtig war sie auch vorbei. Einmal hatte er sie angesprochen, aber sie hielt ihm nicht stand. Nur etwas größer wurden die Augen, noch vergrämter der Blick, mit dem sie über ihn sah, und dann fielen die Lider darüber; als ob die Worte nicht ihr gegolten hätten, huschte sie davon.

Aber nicht aus seinem Gedächtnis, nicht aus seinem Herzen. Da nistete sie sich jeden Tag fester ein. Und eines Tags hielt er es nicht länger aus. Er trat in das Haus, in dem sie wohnte, und stieg die Treppen hinauf, enge, dumpfige Treppen, bis unter das Dach, wo an einer Thür eine Visitenkarte angeheftet war mit zwei Reißzwecken. Auf der Karte stand lithographiert: „Heinrich Schulenberg“ und mit Tinte darunter geschrieben: „Handelsagent“. Der Name seines Gutes, der auch darunter gestanden hatte, war dagegen dick durchstrichen, damit man ihn nicht mehr lesen konnte.

III.

Das Zimmer hatte schiefe Wände und war erbärmlich ausgestattet. Aber sehr rein und nett war es gehalten. In dem tiefen Fenster standen zwei Blumenstöcke, beide gerade in Blüte. Ganz gewöhnliches Zeug, aber die roten und weißen Blumen gaben doch einen Schein von Freude in diesen öden Raum.

Der Vater hatte „herin“ gerufen, als der Doktor pochte, und sprang von der elenden Pritsche auf, auf der er gelegen hatte, als er den jungen, eleganten Herrn sah. Er fuhr schnell in den Rock hinein, den er ausgezogen gehabt, und begann Komplimente zu machen.

„Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?“

Er habe gehört, Herr Schulenberg vertrete eine Fabrik von Goldleisten, und da er etwas darin gebrauche, so sei er gekommen, die Muster zu sehen, sagte der Doktor.

Schulenberg zupfte seinen Rock zurecht und sah dabei mit einem triumphierenden Blick hinüber nach seiner Tochter, die an ihrem Lieblingsplatze, der Fensterbank, saß und eifrig nähte. So, als wollte er sagen: Siehst du, jetzt kommt der Reichtum. Sie kommen schon und suchen mich in der Wohnung auf! Die aber achtete nicht darauf. In ihr sonst so bleiches Gesicht war eine lebhaft rote Gesteige. Aber sie erhob die Augen nicht, fast fieberhaft arbeitete sie an der Weißnäherei, die sie im Schoße hielt, weiter.

„Sie haben sich nicht geirrt“, sagte Herr Schulenberg wichtig, „allerdings vertrete ich eine derartige Fabrik. Ich darf wohl sagen: die größte, die leistungsfähigste!“ Er setzte dabei dem Doktor einen der wackligen Stühle hin und suchte dann die Muster vor, dicke Pappkarten, auf denen kleine Abschnitte der Goldleisten angeheftet waren. „Es handelt sich hoffentlich um einen belangreichen Auftrag“, fuhr er fort, „denn

darauf muß ich Sie aufmerksam machen, wir verkaufen nur en gros!“

Der Doktor wählte lange, er hoffte immer, das stille Mädchen am Fenster werde sich in die Verhandlung mischen. Aber sie that es nicht, die Augen auf ihre Arbeit gesenkt, nähte sie weiter, Stich, Stich, Stich. Da bestellte er aufs Geratewohl los, Goldleisten, für hundert Mark ungefähr, eine Leiste von dem, eine von jenem Muster, wozu wußte er selbst nicht. Und der Agent, der nur „en gros“ verkaufte, notierte eilig und selbstbewußt.

„Sie sollen ausgezeichnet bedient werden, mein

endlich mal einen Auftrag zu haben, seiner Fabrik zeigen zu können, daß man arbeitet, und dann nicht zu wissen, wer der Besteller ist.“

„Ich will dir den Namen verschaffen“, sagte die Tochter, „ich sehe den Herrn manchmal auf der Straße!“

„Kennst ihn vielleicht schon“, meinte er hastig, aber sie verneinte mit so müder, trostloser Stimme, daß er sah, sie kannte ihn wirklich nicht.

Der Doktor hatte während seiner Anwesenheit, als er merkte, daß das Mädchen teilnahmslos blieb, nur immer gefürchtet, man werde ihn nach seinem Namen

fragen, und atmete hoch auf, als er das Haus verlassen hatte. Dem Alten würde er nun aus dem Wege gehen, wenn er ihn nur von weitem erblickte, so mußte Hermine bei ihrer nächsten Begegnung sich an ihn wenden. Das war es, was er bezweckte, er wollte mit ihr allein sein und sprechen.

Am selben Abend sah er sie schon wieder draußen am Fluß auf der Promenade. Sie kam auf ihn zu, als sie ihn erblickte, sie war so froh, daß sie ihn traf. Der Vater hatte über die Zeit, da er des Nachmittags zu Hause gewesen war, einen Mordspektakel gemacht, ihr die heftigsten Vorwürfe, als ob sie daran schuld sei, daß er nicht nach dem Namen gefragt.

„Da setzt sie sich hin und stichelt, den Tag und die halbe Nacht für eine Mark zwanzig, aber darauf, daß wir den Namen wissen müssen, darauf denkt sie nicht. Mindestens sechs Mark sind futsch, und wir haben's ja so notwendig, das Geld zum Fenster hinaus zu schleichen!“

Da hatte sie sich gleich aufgemacht, den Mann zu suchen, nur damit diese Rederei zu Ende käme. Das war ja so gräßlich. Und sie hatte an die Promenade gedacht, wo sie ihn zum erstenmal gesehen.

Er kam ihr einige Schritte entgegen.

„Guten Abend, Fräulein Schulenberg“, sagte er und reichte ihr die Hand entgegen.

„Ich bin so froh, daß ich Sie treffe, der Papa hat heute mittag übersehen, Ihren Namen zu notieren, und da wollte ich Sie bitten —“

Er nahm seine Karte aus der Tasche und überreichte sie ihr. Hermine that einen Blick darauf, dann stieg ihr wieder die Rote ins Gesicht, und sie las mit bebenden Lippen seinen Namen. „Doctor medicus!“ Aber warum haben Sie so viele Gold-

leisten gekauft, die brauchen Sie doch gar nicht! Es war bloß ein Scherz, den Sie sich mit dem armen Papa gemacht haben!“

„Nein“, sagte er, „doch nicht, es sollte kein Scherz sein, die Leisten sind bestellt, und ich werde sie wohl auch anbringen können. Ich kenne einen jungen Maler, den das Geld nicht übermäßig drückt, der wird seine Bilder gern darein rahmen, sie verkaufen sich gerahmt besser. Aber freilich war die Bestellung nur ein Vorwand, ich wollte Sie sehen und sprechen.“

„Da ist auch viel zu sehen, an unserm Glend!“ sagte sie bitter. „Auf ein zweites Mal ist es Ihnen hoffentlich vergangen.“

Sie wollte nach Hause zurück, aber er hat, sie



Spätherbst. Nach dem Gemälde von C. Küstner.

Herr, ausgezeichnet, und ich weiß ganz bestimmt, daß Sie mir dann große Nachordres zukommen lassen werden.“

Der Doktor ging, und der Agent lief eine halbe Stunde im Zimmer umher und deklamirte davon, wie sich das Geschäft hebe und wie er nun auf dem besten Wege sei, ein reicher Mann zu werden. Da fragte ihn die Tochter: „Wie heißt denn der Herr eigentlich?“

„Himmelfreudonnerwetter!“ fluchte er. Er hatte ganz vergessen in seiner Aufregung, den Herrn nach dem Namen zu fragen. Und sonst konnte er sich auch nicht erinnern, ihm schon begegnet zu sein, in keinem Geschäfte hatte er ihn je gesehen. So etwas Dummes,

Sie wollte nach Hause zurück, aber er hat, sie



Gingbracht. Nach dem Gemälde von Georg Meißner.

möge noch etwas bleiben. Der kleine Spaziergang am Flusse entlang in der angenehmen Abendluft werde ihr wohl thun. Erst wollte sie nicht, endlich ließ sie sich doch bereben, ein Stück mit ihm zu kommen. Sie mußte ihm von ihrem Leben erzählen, von der ganzen Misere, in der sie ihre Tage hinschleppten. Es sollte alles noch angehen, meinte sie, und ich wollte zufrieden sein, wenn eins nicht wäre.

Er wußte, was sie mit dem „einen“ meinte, auch ihn machte dieses „eine“ traurig und nachdenklich.

Sie kamen an einem Restaurant vorbei mit Garten, der an das Ufer stieß. Eine Anzahl Boote lagen da, Sports- und Vergnügungsfahrzeuge, und im Garten wimmelte es von lustigen Menschen. Der Doktor schlug ihr vor, da einzutreten und ein Glas Bier zu trinken, sie werde durstig sein. Sie widerstrebte jetzt nicht mehr, sondern folgte ihm, und dann saßen sie ganz am Ufer drüben und sahen auf den Strom und in das am Himmel verglühende Abendrot. Geredet haben sie nicht gerade viel. Es war so nachdenklich, da zu sitzen und in die rinnenden Wellen zu sehen, auf denen sich ein reges Leben entfaltete. Stromauf und -ab ging das, Schiffe und Rähne durcheinander, immer wechselnd. Hermine besonders interessierte es; sie war aus dem Binnenlande, der Anblick ihr zwar nicht mehr ganz neu, doch auch noch kein gewohnter.

Plötzlich erhob sie sich. „Ich muß fort“, sagte sie eilig, „es wird dunkel, und der Vater kommt nach Hause, um zu essen. Ich habe gar keine Zeit mehr!“

Der Doktor ging mit ihr. Und unterwegs, unter den Bäumen, deren Laub im Abendwind leise rauschte, und in dem ungewissen Lichte der Gasflammen, welches einen roten Schein in die Anlagen warf, einen Schein, welchen die Blättermassen der Bäume und Büsche aufzufangen schienen, da sagte er ihr, daß er sie liebe, und Tag und Nacht nur noch an sie denke.

Das Mädchen wurde nicht froh darüber. Sie drückte ihm wohl die Hand, und der Blick, mit dem sie ihn ansah, sagte ihm, daß auch ihr Herz ihm gehöre, aber ihre Stimme klang bekümmert, als sie ihm antwortete. „Wozu mühte das gesprochen sein“, sagte sie leise, „angehören dürfen wir doch einander nie. Ja, wenn das eine nicht wäre! Ueber die Armut seiner Braut kann ein Mann wegsehen, aber über so etwas doch nicht!“

Er tröstete sie, es werde sich schon machen. Seine Eltern seien reich, und für den Vater ließe sich vielleicht ein Unterkommen finden; auf dem Lande irgendwo, dachte er, wo ihn niemand mehr bemerkte.

Hermine nickte dazu, aber sie glaubte nicht, daß es sich machen werde. Sagen wollte sie es ihm an diesem Abend noch nicht. Es war so schön, daß ein Mensch sie liebte, sie, die so ganz einsam und verlassen und verzweifelt war; ein paar Tage nur wollte sie sich daran freuen. Und dann mußte es aus sein, aus und vergessen.

Sie hatte sich unterschätzt, so leicht läßt sich die Liebe nicht vergessen. Und besonders die, die bei seinen Worten in ihr aufgewacht war, wie ein Bergstrom einherbrausend, alles, was im Wege ist, auf die Seite schleudernd. Sie hatte gelebt in einer Gefühlsode und Dürre seit dem Tode der Mutter; fast verschmachtet hatte sie sich da hindurchgeschleppt. Und da war nun plötzlich die Liebe, da war ein Mann, dem sie sich zu eigen gegeben hätte, und wenn sie eine reiche Prinzessin gewesen wäre. Immer ist ihr die Furcht, der Zweifel, das Bangen aufgestiegen, es könne nicht wahr sein, nicht gut enden, aber ihre große Liebe ist auch immer wieder gekommen und hat alle Bedenken verjagt. Sie hatte gelebt so gut und rein, wie nur ein Engel leben kann; nicht für sich, nur in der Sorge um andre war ihr das Leben bisher vergangen. Das Schicksal war ihr das Glück eigentlich schuldig.

Woche um Woche verging. Immer öfter sahen sich die beiden, stets des Abends auf der Promenade, immer nur kurze Zeit. Aber die wenigen Worte, die sie wechseln durften, kitzelten sie nur immer fester aneinander.

Im Herbst wurden dann auch die Goldleisten geliefert, und an dem Tage, an welchem Schulenberg dem Doktor die Rechnung überbrachte, kaufte er sich einen extra großen Kausch. Wenn man so keine Kundschaft hatte, konnte es ja gar nicht mehr fehlen.

IV.

Weihnachten war gekommen. Die beiden jungen Leute trafen sich noch immer des Abends an der Promenade, nur kürzer waren die Stellbischein geworden. In der Kälte, im Regen und Schnee durfte sich das Mädchen in ihrer ärmlichen Kleidung nicht lange hinstellen. Der Doktor hatte versucht, sie pekuniär zu unterstützen, aber sie nahm nichts. Prinzipiell nicht. Wegen der Selbstachtung, die sie vor sich habe, und auch wegen des Vaters. Was sollte sie denn sagen, woher das Geld zu den neuen Winterkleidern sei. Er würde, wenn er die Wahrheit erfähre, dann womöglich auch Nutzen für sich herauszuschlagen suchen. Denn mit dem Trinken wurde es immer schlimmer. Er sagte,

es sei wegen der Kälte, man müsse doch etwas einheizen. Daran, daß seine Tochter in der kalten Dachstube saß und mit den erstarrten Fingern sich zu nähern zwang, daran dachte er nicht. Er hatte ja überhaupt nie an jemand anders gedacht, stets nur an sich und seine Gelüste, deshalb hatte es so weit mit ihm kommen müssen.

Eines Abends, kurz vor Weihnachten, bat der Doktor Hermine, sie möge sich doch etwas wünschen, er wolle ihr etwas als Christkind schenken. Aber sie schlug auch das ab. Nichts wollte sie, gar nichts; seine Liebe und die Hoffnung, daß sie vielleicht einmal glücklich zusammen werden könnten, genüge ihr. Und selbst wenn das letztere nie eintrete, auch mit dem Bewußtsein, geliebt zu sein, sei sie allein zufrieden.

Der Doktor war gerührt darüber, daß es ihm gelungen, solch ein Herz zu finden! Und er sagte sich, daß er, um Hermine für ihre Gesinnung zu belohnen, etwas Besonderes thun, mit seinen Eltern sprechen möchte. Er wollte, trotzdem der unangenehme Vater noch da war, sich mit Hermine verloben. Frei und offen sollte das Verhältnis sein, so bald als möglich wollte er sie heiraten. Das ging doch nicht an, daß sie da oben in der Dachstube in Hunger und Kälte und Kummer saß, und er führte ein Wohlleben, wie man es sich nur eben wünschen mochte. Am liebsten hätte er sich noch auf den Heiligabend mit ihr verlobt, damit sie doch ein Christkind, und was für eins, von ihm habe; deshalb sprach er darüber mit seinem Vater.

Der gab ihm an dem Abend noch keine Antwort, aber am andern Tage zog er Erkundigungen über die Schulbergs ein. Ueber das Mädchen, alle Achtung, da konnte niemand etwas Böses sagen, — aber der Alte. Mit einem Manne, der es dahin gebracht hat, betrunken auf den Straßen umher zu laumeln, konnte man doch nicht in ein verwandtschaftliches Verhältnis treten! Das bekam der Doktor am nächsten Tage zu hören, und daß die Eltern sich nie entschließen würden, ihre Einwilligung zu dieser Ehe zu geben. Wäre es ein armes alleinstehendes Mädchen, daran würde man sich nicht stoßen, aber so — das ging nicht an. Keinesfalls.

Der Doktor entwickelte seine Gedanken, er würde suchen, den Alten irgendwo auf dem Lande unterzubringen, in einer Stellung, aber sein Vater schüttelte nur den Kopf dazu. Das wäre der richtige, der in einer Inspektorstelle oder etwas ähnlichem bliebe, wenn er wußte, daß er einen wohlhabenden Schwiegersohn hätte. Gar nicht daran zu denken. Nein, der blieb ein Gewicht für die ganze Familie, solange er lebte, und eine Schande für alle, lange über seinen Tod hinaus.

Viel ließ sich dagegen nicht sagen, das wußte der Doktor wohl. Auch ihm kam jedesmal ein Grausen an, wenn er an den alten Schulenberg dachte. Und was würde der Kerl in den Schnapskneipen herumrenommieren mit seinem Schwiegersohn! Nein, es ging wirklich nicht. Aber wie anders ging es denn? Ganze Nächte lang quälte sich der junge Mann mit der Frage. Sollte das gute, liebe Mädchen untergehen in Kummer und Leid! Das wäre doch grausam und unmenschlich von ihm, sie zu verlassen!

Weihnachten war vorüber gegangen, bei Hermine war das Christkind nicht eingetroffen. Nun kam so allgemach das Frühjahr wieder heran, und das gequälte Mädchen begann ein wenig aufzuatmen. Es würde warm werden, die Sonne scheinen, die Erde überall grünen und blühen. Sie wußte nicht recht wie, aber es schien ihr doch, als ob es damit auch ein wenig besser für sie werden müsse. Mit den frischen grünen Grasspielen regte sich in ihr die Hoffnung, daß es besser werden könnte. Nicht ganz ohne Grund!

Der Doktor schien endlich den Ausweg gefunden zu haben, einen sehr einfachen Ausweg. Er gab seine Praxis auf, was ihm nicht viel Mühe machte, und nahm eine Stellung als Schiffsarzt an. Seine Eltern sahen es nicht gerade gern, denn es war ihnen ein unangenehmer Gedanke, den Sohn immer draußen auf dem Wasser, im Ungewissen zu haben, und andererseits war es ihnen wieder beruhigend, daß er fort ging, so würde die Herumzieherei mit der Hermine Schulenberg endlich ein Ende nehmen. Denn sie wußten, daß sich die beiden noch manchmal sahen. Aber was er mit dieser Aenderung in seinem Leben bezweckte, das wußten sie nicht.

Hermine hatte ihn ruhig auf die erste Fahrt ausziehen lassen; sie glaubte ihm, daß er zu ihrem Besten arbeite. Er war in Buenos Aires gewesen.

Nach seiner Rückkehr sprach er eines Tages bei Herrn Heinrich Schulenberg vor. Der saß auf seiner Pritsche und wartete darauf, daß Hermine ihm die Stiefel wusch. Das war ein Luxus, den sie sich noch gestatten konnten; von der früheren Vertretung her war ein Pöstchen Probebeschäfteln liegen geblieben, die jetzt aufgebraucht wurden.

Schulenberg entschuldigte sich, daß er in Pantoffeln sei (es waren ein Paar alter Fußbekleidungen, deren

ehemalige Form überhaupt nicht mehr zu bestimmen war), es sei eine Schlaperei von seiner Tochter, die die Stiefel noch nicht gewischt hätte.

Daß er nur ein einziges Paar besaß, und daß die bei dem Regenwetter gar nicht früher fertig zu machen gewesen waren, sie nahmen wegen der Kälte von gestern gar keinen Glanz an, das sagte er freilich nicht. Dann meinte er, der Herr Doktor wolle gewiß wieder Goldleisten bestellen, aber leider habe er die Vertretung nicht mehr.

Die Fabrik war klein, konnte entweder nicht liefern oder lieferte schlecht, es war nichts für sie zu machen gewesen, er hatte sie aufgeben müssen. Du lieber Gott, man thut ja alles für sein Haus, nur müssen die Leute auch ein Einsehen haben und den Vertreter unterstützen. Aber wenn das nicht ist, lieber weg damit, nicht mehr in die la main, man blamiert sich nur bei den Kunden.

Der Doktor unterbrach ihn. Ob er vielleicht geneigt sei, da unten in Argentinien einen Landbesitz zu übernehmen und zu bebauen.

Schulenberg sah ihn an mit etwas zweifelnden Blicken. Er wußte nicht recht, was er aus dem Vorschlag machen sollte.

„Für den Moment“, begann er dann, „werde ich der Sache wohl nicht näher treten können, denn ich habe eben, hm, meine Gelder alle in andern Spekulationen angelegt. Aber später vielleicht.“

„Es soll Ihnen nichts kosten, Herr Schulenberg. Das Land mit einem Gehöft darauf gehört mir, und ich überlasse es Ihnen auf eine Reihe von Jahren unentgeltlich zur Bebauung. Ich hoffe, daß es Ihren landwirtschaftlichen Kenntnissen und Erfahrungen gellingt, dort eine Musterfarm einzurichten, die Ihnen angenehme Erträge bringt, ich würde es als Verjüngung meiner Kaufsumme rechnen, daß die Farm in dieser Zeit doch ganz bedeutend im Werte steigt.“

Herr Schulenberg wollte. Er nahm nun sofort an, war groß. Eigentlich ein Gedanke, den er schon lange gehabt hatte. Aber überall konnte er doch sein Geld nicht hineinstecken. Nun sollte mal die Welt sehen, was er machen werde. Das alte elende Europa sei ja so abgegrast und ausgegert, da ließ sich nichts mehr machen, aber drüben auf dem „jungfräulichen Boden“, jungfräulichen Boden wiederholte er nochmals, denn er schien sich auf das Wort etwas Besonderes einzubilden, da wollte er mal die Welt in Erstaunen setzen, wollte mal zeigen, was 'ne Harke sei.

Hermine war dazu gekommen und stand mit gefalteten Händen dabei. Der Doktor hatte ihr am Abend vorher alles auseinandergelegt. „Dein Vater muß dort von seiner Leidenschaft lassen“, hatte er ihr gesagt, „er wird weit weg von einem Orte sein. Und daß er sich zu Hause keine Niederlage anlegt, dafür wirst du schon sorgen. Und wenn später, so oder so, unsrer Heirat nichts mehr im Wege steht, so lasse ich mich hier oder auch an einem andern Orte nieder. Die überseeische Frau Doktorin aus einer Hacienda da drüben wird jedermann interessant und lieb sein, an den Handelsagenten hier denkt dann niemand mehr.“

Hermine hielt die Hände gefaltet. „Das walt Gott!“ sagte sie leise, und die Thränen waren ihr über die Wangen gelaufen.

V.

Der Doktor hatte so lange als möglich mit dieser Ankündigung an Schulenberg gewartet, er wollte verhindern, daß der davon in den Kneipen herumrenommierere. Das ging auch leidlich gut; diese wenigen Tage, die man vor der Abfahrt noch hatte, wurden reichlich ausgefüllt durch die Anschaffungen, die man machen mußte, und zu denen der Doktor das Geld gab. Natürlich nur leihweise, man würde es ihm nach der ersten Ernte zurückerstatten. Schulenberg hatte am liebsten gleich große Kapitalien in allerhand unnötigen Sachen angelegt, sogar ein Faß Rheinwein wollte er mitnehmen. Falls etwa Nachbarn zu Besuch kämen, müsse man doch etwas haben. Er machte sich überhaupt merkwürdige Vorstellungen von der Sache da drüben. Hermine und der Doktor mußten ihr mögliches thun, um ihn von seinen dummen Gedanken abzubringen. Aber er trank wenigstens in diesen Tagen nicht, so gut wie nicht. Ein einzelnes Gläschen merkte man ihm nicht an, dazu war er zu ausgepöcht.

Dann war der letzte Tag da, das Gepäck an Bord gebracht. Das elende Mobiliar der Manfardenwohnung, welches sich nicht mitzunehmen lohnte, hatte man in Bausch und Bogen an einen Trödler verkauft.

Herr Heinrich Schulenberg war frei und hatte Geld in der Tasche. Hermine wachte zwar über ihn wie über ein wertvolles Kleinod, aber er war ihr doch entwischt, er hatte noch irgend etwas zu besorgen, etwas, was drüben schwer zu beschaffen gewesen wäre, wie er sagte, und husch war er fort. Er kam auch in die Wohnung nicht mehr zurück, langte aber glücklich noch an Bord vor Abgang des Schiffs an. Natürlich

mit einem mächtigen Rausch. In allen den Butiken, in denen er manchmal einen pfiff, hatte er sich noch herumgetrieben. Nicht gern, denn zuerst versuchte er es mit einem guten Restaurant. Aber er fühlte sich nicht mehr wohl darin. Vorzüglich Bier war ihm nicht kräftig genug, und außerdem kümmerte sich niemand um ihn. Er trug zwar einen neuen Anzug, indes sah ihn jedermann an, daß er fertig gekauft war, nichts Besonderes. Da konnte er seine Aufschneiderien nicht an den Mann bringen. In den kleinen Kneipen, in denen er bisher herumgeschwemmt war, ging das besser. Dort konnte man ihn und lachte vielleicht über seine Prozeduren, aber angehört wurden sie. Nun war er von einer zur andern gezogen und hatte allerlei Sorten Schnäpfe untereinander getrunken, aus Freundschaft und zum Abschied, und aus sonst welchen Ursachen. Er konnte kaum mehr stehen.

Der Doktor hatte die beiden Passagiere für das Zwischendeck einschreiben lassen, er wollte nicht, daß ihre Namen in die zur Veröffentlichung kommenden Passagierlisten kämen, in jene Listen, die das bessere Publikum liest. Die beiden sollten aus Deutschland verschwinden, ohne daß man es gewahr werde, sollten vergessen werden, damit Hermine eines Tages wieder kommen könne, ohne daß sich sofort die Erinnerung an die letzte trübe Zeit und der Klatsch darüber an ihre Person knüpfte.

Es war ein Auswandererschiff; erste und zweite Kajüte nur wenig besetzt. Wenn man hinaus in den Ozean war, sollten die Schulenberg's Kabinen haben, das hatte der Doktor mit dem Kapitän schon besprochen.

Kurz vor Abgang des Dampfers kam der Mann also an. Hermine und der Doktor waren schon in großer Angst, er würde das Schiff überhaupt verfehlen. Und in einem greulichen Zustande war er, so daß sich der Doktor seiner schämte. Er nahm ihn unter den Arm und steckte ihn sofort in eine leere Kabine, da konnte er zuerst seinen Rausch ausschlagen. Es sollten ihn in dieser Verfassung so wenig Menschen als möglich zu sehen bekommen.

Das ging so weit auch ganz gut. Der Trunkenbold war sofort eingeschlafen, und nur noch unartikulierte Laute, die er im Schlaf ausstieß, gaben davon Kunde, daß er noch lebte. Hermine konnte man nicht allein auf das Zwischendeck gehen lassen, der Doktor wies auch ihr eine unbefetzte Kabine an. Sie war so niedergeschlagen, so vergrämt über diesen letzten Streich ihres Vaters. Es konnte nie wieder gut werden mit ihm, auch da drüben nicht, sagte sie. Ein Charakter war er sein ganzes Leben lang nicht gewesen, und nun in diesen letzten zwei Jahren doch so versumpft und verflumpt, daß er sich nicht mehr herausreißen lassen werde. In den letzten Tagen, da war das Mädchen manchmal beinahe froh gewesen und hatte gemeint, es scheine doch nicht so schlimm mit ihm zu sein; wenn er auch phantasierte, er bewies doch einen gewissen Eifer für die Ueberfiedlung. Aber jetzt dieser Schluß — schrecklich. Dem Vaterlande, nach welchem alle die verkommenen Existenzen auf dem Zwischendeck mit Thränen in den Augen zurückblickten, für das sie ein wehmütiges Gefühl in der Brust hatten, wandte er im tollen Rausche, wie ein Tier, ohne Besinnung, den Rücken. Ging fort von dem Lande, in welchem er doch manchmal glücklich gewesen war, unter dessen grünem Boden seine Eltern, seine Frau, zwei seiner Kinder schliefen, ohne es zu merken, ein verächtlicher Sklave seiner wilden Leidenschaften. Es war eine Todestraurigkeit über Hermine gekommen, die auch die guten Worte des Doktors, der sie aufzurichten suchte, nicht verschrecken konnten. Vielleicht merkte sie ihm auch an, daß es ihm selbst schwer wurde, an das, was er ihr tröstend sagte, zu glauben.

Im Kanal ging das schlechte Wetter an, Sturm, hohe See, und hielt sich auch über den Golf von Vissaya. Eine schreckliche Geschichte, die Passagiere mit verschwindenden Ausnahmen beständig krank. Man weiß, daß dabei nicht viel ist, wenn die See ruhig wird, werden sie auch wieder gesund, und die Leute vom Zwischendeck müssen sich drein finden; aber wenn man Damen in erster Kajüte hat, die können einen auf den Beinen halten. Und die, die sie hatten, thaten es redlich. Da sollte der Doktor durchaus helfen, wo doch weiter nichts helfen kann, als ruhig abwarten. Na überhaupt — Frauenzimmer bei schlechter See — gräßlich. Aber manche Männer sind ebenso schlimm! Nicht zu Atem konnte der Doktor kommen in diesen Tagen. Hermine war natürlich auch seefrank und lag in ihrer Kabine, aber immer ruhig und gefaßt. Sie wollte weiter nichts als sterben, hindämmern und nicht mehr aufwachen, das sei das Beste.

Der Doktor, der oft einmal kam, nach ihr zu sehen, lachte sie darüber aus. „Wenn die Sonne wieder scheint und die See glatt geworden, dann wirst du mit mir darüber lachen,“ sagte er. „Daß sich die Menschen doch nicht daran gewöhnen wollen, die Seefrankheit von der lustigen Seite zu nehmen. Angenehm ist sie gewiß nicht, aber es ist doch nichts Gefährliches dabei.“

Hermine sah ihn mit ihren glänzenden Augen an. „Das ist es auch nicht,“ sagte sie langsam. „Aber die ganze Zeit, in welcher ich hier liege, kann ich die furchtbaren Gedanken nicht los werden. Wir haben nun einmal kein Glück. So weit ich zurückdenken kann — nichts als Jammer, nichts als Jammer; in jenen Tagen, wo wir noch reich zu sein glaubten, und seit wir bettelarm sind — immer das Gleiche. Das hängt über uns und ist nicht zu vertreiben, und wohin wir uns auch wenden, das Unglück geht mit uns. Das ist unsrer Familie von der Wiege aus bestimmt. Die Alten haben wohl recht gehabt, wenn sie an ein Fatum glaubten; dem kann man nicht entlaufen, das wandert mit, über Land und Meer, gleich, es scheut vor nichts zurück!“

Das sind so die trüben Stimmungen, die Todessehnsucht, der ganze fahenjammerliche Zustand, in dem man sich während der Seefrankheit befindet. Solch eine Schwärze wie die, in welche man da alles getaucht sieht, giebt es ja beinahe nicht. Und der Doktor meinte wirklich, daß mit der Sonne und der ruhigen See auch alles wieder gut sein werde. Er hatte es so oft schon erlebt.

Von Kap Finisterre an wurde das Wetter besser. Noch nicht ganz gut, aber es begannen sich doch schon mehr Passagiere zu zeigen, einer nach dem andern rappelte sich auf. Als das Schiff die letzte europäische Station machte, Lissabon, waren die schönsten Ausfluchten für eine angenehme weitere Fahrt. Keine Wolke am Himmel, das Meer glatt geworden, und die Passagiere wieder auf dem Damm. Nach den schlechten letzten Tagen nun alle guter Laune, und jetzt geneigt, die Seefrankheit so zu nehmen, wie sie genommen werden muß: mit etwas Humor. Auf dem Zwischendeck ließ sich sogar schon eine Ziehharmonika hören, und ein paar Leute, die an ihr gutes Glück drüben im fremden Erdteil glaubten, begannen zu singen.

Es richtete sich also alles zum Schönsten ein. Nur der alte Schulenberg wollte die Seefrankheit nicht los werden. Der Doktor hatte sich nicht um ihn bekümmert. Daß es den Mann bei seinen zerrütteten Nerven tüchtig paden werde, nun, das war vorauszusetzen gewesen, und thun ließ sich nichts. Man hatte ihm jeden Tag etwas an Speise und Trank in die Kabine gebracht und hatte nur gehört, daß ihn die Krankheit tüchtig gepackt habe. Aber als er auch jetzt noch nicht kam, nachdem das Schiff Lissabon verlassen und nun in den Ozean hinaushielt, fiel es doch dem Doktor auf. Hermine hatte er verboten, zu ihrem Vater zu gehen. Sie war zwar wieder leidlich hergestellt, aber von dem mehrtägigen Fasten doch recht schwach und angegriffen. Viel hatte das arme Ding an Kraft nicht zuzufügen gehabt, sie sollte nun noch ein paar Tage ruhen und erst wieder etwas zu sich kommen. Er wollte ihr auch den nicht gerade schönen Anblick, den der Alte gewähren würde, ersparen.

VI.

Am Nachmittag war der Dampfer in Lissabon ausgelassen. Die Nacht verging leidlich ruhig. Am nächsten Tag hatte der Doktor keine Patienten mehr, alles in Ordnung. Einzelne zogen noch herum und waren matt, aber doch nicht richtig krank mehr. Hermine hatte er auch gesehen, sie war auf das Deck gekommen und sah träumerisch über das Meer hin, in die Weite, nach einem Schicksal, das dunkel und unergründlich vor ihr hing, von welchem sie gern gehofft hätte, daß es angenehm sei, und wegen dessen immer wieder bange Zweifel in ihr aufstiegen. Ihren Vater hatte sie nicht gesehen, der Steward sagte ihr, er schlief.

Der Doktor war in seiner Kabine. Er nahm die Zeitungen, die man in den letzten Hafenplätzen an Bord bekommen hatte, vor. Die Zeit her war es ihm nicht möglich gewesen, eine davon zu lesen. Immer war er beschäftigt, und dann während des hohen Seegangs auch nicht in der Laune gewesen, zu lesen. Aber jetzt sollte es so recht mit Ruhe und Gemächlichkeit geschehen. Er lehnte sich in den Stuhl zurück und nahm eine nach der andern vor. Eine ganze Weile hatte er schon studiert, alles durcheinander, Politik, die nicht mehr neu war, und Lokales, was ihn wenig interessierte. Da wurde er plötzlich stuhlig. „Teufel,“ sagte er, „da sind wir ja gerade noch rechtzeitig weggekommen!“ Oben in seiner Heimatstadt waren die schwarzen Pocken ausgebrochen. Noch keine Epidemie, man that alles, um das Umsichgreifen zu verhindern, aber doch schon verschiedene Fälle.

Der Doktor hatte plötzlich keine Ruhe mehr. Die Luft in seinem Zimmerchen kam ihm, trotz der offenen Läden, zu heiß und dumpfig vor. Es fiel ihm auch auf die Seele, daß er den alten Schulenberg noch nicht gesehen hatte. Er mußte doch mal danach umschauen, wie es dem Manne ging. Es war plötzlich wie eine geheime Angst in ihm, es wollte ihn zurückhalten, und dabei rannte er mit schnellen Schritten. Dann trat er in die Kabine des Alten und sah ihn auf dem Lager hingestreckt, im Fieber delirierend, das Gesicht mit roten Pusteln bedeckt.

Ein ungeheurer Schreck durchfuhr ihn. Der Alte hatte die Pocken, hatte sich irgendwo bei seinem Umhertriefen in den Schnapskneipen unter dem verkommenen Bolle angesteckt. Der Doktor hatte nur einen Blick in die Kabine gethan, mit wenigen Sprüngen war er davon. Und untersuchte seine Apotheke. Es fiel ihm ein anderer schwerer Gedanke auf das Herz. Die ganze Schiffsbesatzung, an die vierhundert Mann, mußte geimpft werden. Ob er Lymph hatte — er wußte es nicht. Gebraucht hatte er sie auf der letzten Fahrt nicht, und während er drüben war, hatte er sich nicht besonders um die Apotheke gekümmert, seine ganze Zeit war durch die Ueberfiedlung der Schulenberg's in Anspruch genommen gewesen. Ein junger Mann, und verliebt dazu bis über die Ohren, da ist es erklärlich, wenn er auf etwas wie die Revision des Apothekenbestandes vergißt.

Seine schlimme Befürchtung bewahrheitete sich nur zu sehr. Es war keine Lymph da — wenigstens nicht genug. Nicht einmal für die paar Kajütenpassagiere hätte sie gereicht. Damit war gar nichts zu thun.

Den Doktor schüttelte das Entsetzen. Eine so gefährliche, so schlimme Krankheit auf dem Schiff, auf diesem Schiff, auf welchem über zweihundert Zwischendeckspassagiere waren, die da zusammengepfercht, geschwächt von der Seefrankheit, herumlagen. Nicht auszuwenden, wie schrecklich das werden konnte. Die Hände zitterten ihm, der Hals war wie zugeschnürt, er hätte kein Wort herausbringen können, hätte er reden müssen.

Dann kam plötzlich wieder Bewegung in ihn. Er schoß hinaus und verbot dem Steward, den er in der Nähe von Schulenberg's Kabine traf, hineinzugehen. „Der Mann liegt im Delirium,“ sagte er. „Hat sich wahrscheinlich Spirituosen mit herein genommen. Auch das Fräulein, wenn sie kommen sollte, darf nicht zu ihm. Niemand als ich!“

Der Steward meinte, er hätte sich das auch schon gedacht. Der Mann schwachte zu dummes Zeug untereinander.

Der Doktor stieg zum Kapitän hinauf, den er auf der Brücke fand. Wie ein Ausfahiger wich er dabei jedem, der ihm begegnete, aus. Und dann da oben, vom frischen Seewind umweht, erzählte er jenem, welcher schlimmes Trauerspiel sich für das Schiff vorbereite.

Der Kapitän sah ihn mit scharfem Blick an. „Doktor, Doktor,“ sagte er. „Da haben Sie uns eine schöne Suppe eingebrockt. Das ist doch Ihr Passagier!“

Sie schwiegen einen Augenblick beide. Dann fuhr der Kapitän fort: „Also thun Sie, was Sie können, isolieren Sie ihn, vielleicht ist doch das Schlimmste zu verhüten.“ Und dann plötzlich unmutig ausbrechend, schrie er: „Kann denn dieser Schuft nicht über Bord springen, damit man ihn und seine Krankheit los wäre!“

Der Doktor ging. Aber das Wort kam ihm nicht mehr aus dem Kopf. „Kann denn der Kerl nicht über Bord springen!“ Dann wäre vielleicht alles gut, würden die andern Schiffsgäste verschont bleiben.

Und das ganze Leben dieses Mannes stieg vor ihm auf, dieses Leben, welches niemand zur Freude, jedem, der mit ihm in Berührung gekommen, zu Leide gewesen war. Die Frau unglücklich gemacht, das Kind unglücklich gemacht! In einem Taumel des Egoismus dahingelebt, der widerlich und schändlich war. „Kann denn der Kerl nicht über Bord springen!“ sagte er wieder und biß die Zähne zusammen. Aber er wußte, daß der alte Schulenberg das nicht thun würde, der gerade nicht.

Da stieg ein Gedanke in dem Doktor auf, den er anfangs von sich wies mit Schauder, und der doch immer wieder kam und sich fester setzen wollte. Jetzt noch gerade war es Zeit, wo die Pocken im Anfang waren, und die Krankheit würde unterdrückt. Ehe man Hunderte anderer, besserer Menschen in die Gefahr brachte, weshalb sollte dieser eine denn geschont werden? Dieser eine, der selbst niemand geschont hatte. Der Staat entledigte sich doch auch gemeingefährlicher Personen, weshalb sollte man nicht einmal an seine Stelle treten, an die Stelle, die der Staat hier auf diesem schwimmenden Bretterhaus doch nicht einnehmen konnte? Die Nießscheschen Theorien von „Jenseits von Gut und Böse“ gab es damals noch nicht, aber an diesem Nachmittag, da fühlte es der Doktor, daß die Gesetze, die für die, die daheim im warmen Nest, im Städtchen oder in der Stadt saßen, recht gut und nützlich wären, für einen, der draußen zwischen Himmel und Meer saß, auf einem Posten, in welchem das Leben Hunderte in seiner Hand liegt, nicht maßgebend zu sein brauchten, und daß etwas Böses thun eine Handlung sein könne, die dem einzigen Menschen, gegen den sie ging, böse, der ganzen andern Menschheit nur ein Segen war.

Da stand er und stand und grübelte, und die Gedanken thaten ihm weh im Kopf. Hermine kam und wollte hinein zu ihrem Vater; er ließ nicht sie noch andre in die Nähe der Kabine. Er sagte es laut und



Morgendämmerung im Spielsaal von Offende. Nach dem Gemälde von J. Klein-Chevalier.

offen, man könne niemand den Mann, der im Säuerwahn sinn liege und deliriere, sehen lassen.

Das Mädchen war schluchzend fortgegangen, in ihrer Kabine verschwindend. Es ließ sich auch sonst niemand mehr sehen, wie weggeblasen die Leute. Und die Nacht kam, schnell und dunkel. Das sank herunter, als ob es alles unter sich erdrücken wollte. Noch nie schien dem Doktor eine so schreckliche Nacht eingebrochen zu sein. Die schlimmsten Sturmnächte waren hell und schön dagegen gewesen. In dem kleinen Gange, der vor der Kabine des Alten hinführte, lief er auf und ab. Und immer mit diesen Gedanken, diesen entsetzlichen Gedanken. Aus allen Ecken und Winkeln krochen sie zu ihm her, vom Boden stiegen sie auf, und von der niedrigen Decke fielen sie auf ihn hernieder. „Wenn doch der Kerl über Bord spränge!“ sagte des Kapitäns Stimme neben ihm, aber der Kapitän war nicht da, aus der leeren Dunkelheit sprach sie heraus. „Und dann sind wir ihn los, der Kapitän und die Passagiere, Hermine und ich,“ das sagte er selbst zu sich. Er wußte gar nicht, wie ihm die Worte auf die Lippen gekommen waren. Und immer wieder lief er hin und her, unermüdlich. Dort am Ende des Ganges stand er an der niedrigen Brüstung und starrte hinab in das Wasser, welches eintönig das Schiff umrauschte. Welches ihm zuraunte mit der Macht und eindringlichen Sprache, die nur das Weltall, nicht ein winziger Mensch reden kann: Sieh ihn mir, gieb ihn mir! Immer so, ohne Aufhören. Diese Mahnung verfolgte ihn, selbst tief in den Gang hinein. Sieh ihn mir, gieb ihn mir!

Dazwischen mischte sich ein anderer Ton. Er kam aus Schulenberg's Kabine; der Mann drinnen schrie auf. Es war entsetzlich, der Ton. Dann ein Wimmern darauf. Und nun wieder Stille. Nur das Meer lachte und bat weiter: Sieh ihn mir, gieb ihn mir!

Der Doktor sah hinein in die Kabine. Schulenberg sah aufrecht auf seinem Bett, etwas nach vorn gebückt, damit er sich nicht an das obere stoße. Als er den Doktor sah, kam es wie ein Weinen von seinen Lippen: „Ich bin krank — ich bin vergiftet!“ murmelte er. „Wie das weh thut!“ Dabei kauerte er sich zusammen und fuhr mit den Händen ins Gesicht.

Der Doktor konnte nicht gleich etwas sagen, der Hals war ihm rau, die Lippen bebten. Aber endlich sprach er doch, mit heiseren Tönen, er erkannte seine Stimme selbst nicht mehr. „Unförmig, vergiftet! Die schlechte Luft in der Kabine ist es. Kommen Sie heraus.“

Der Kranke taumelte auf, setzte sich aber sofort wieder auf das Bett nieder. „Ich kann nicht!“ murmelte er.

Der Doktor sah sich in der Kabine um. Da hing ein großer Vodenmantel, den sich Schulenberg für das Pflanzleben drüben gekauft hatte, den nahm er und warf ihn dem Kranken um. Dann sah er ihn am Arm und hob ihn empor. Mühsam gingen sie nebeneinander hinaus in den Gang. Der Doktor schob Schulenberg, der nur immer zusammenzuckte, vor sich her bis hinaus an die Brüstung. Schulenberg lehnte dort, ganz zusammengekauert. „Ich hab' Durst!“ röchelte er. Da geschah es.

Plötzlich war das kleine Gitter offen. So schnell, der eine konnte sich nicht wehren, der andre wußte selbst nicht, wie es so schnell hatte geschehen können. Eine heftige, angestrengte Bewegung, das Plumpfen eines schweren Körpers ins Wasser. Nicht einmal einen Schrei hatte es gegeben. Gar nichts als das dumpfe Gurgeln, wenn etwas Schweres hinabfällt. Und niemand hatte es gesehen. Wirklich niemand.

Der Doktor ging, mit einem schweren, schrecklichen Gefühl. Er wusch sich mit einer Karbollösung; die Kleider, die er getragen, zog er aus und warf sie ins Meer.

Dann stieg er zum Kapitän hinauf.

Die beiden Männer standen einen Augenblick einander schweigend gegenüber.

„Er ist im Delirium über Bord gesprungen!“ sagte der Doktor heiser.

Dann standen sie wieder und sahen sich an mit den schrecklichen Blicken, die zwei tauschen, wenn sie dasselbe entsetzliche Geheimnis haben. „Schade um den Mann!“ sagte der Kapitän endlich. „Machen Sie die nötigen Schriftstücke darüber, Doktor!“

Der Doktor schrieb das Nötige auf. Die Kabine und das Gepäck Schulenberg's wurden desinfiziert. Und das Schiff ging ruhig seine Bahn. Kein Sturm mehr, bis hinüber.

Am Morgen darauf teilte der Doktor Hermine Schulenberg mit, was geschehen sei. Der Kapitän stand daneben und bestätigte es. Alles in Ordnung, und sie sprachen beide von ihrem Beileid.

Das Mädchen hörte es mit starren Augen an. Keine Thräne kam. Sie sah von einem auf den andern, mit großen, seltsamen Blicken. Dann wandte sie sich ab und ging in ihre Kabine.

Am Abend sah der Doktor in der feinen, um die nämliche Zeit, als es geschehen war am Abend vorher.

Er hatte ein Licht brennen, aber es war ganz dunkel in ihm. Ein Doktor soll kein zu leichtes Gewissen haben, denn dann möchte er nimmer zur Ruhe kommen. Einmal müßte er dann denken, hier hast du etwas versehen, ein andermal, hier hättest du etwas besser machen können. Und mit solchen Skrupeln war der auch noch stets fertig geworden. Aber jetzt, der tote Mann, der ließ nicht mit sich fertig werden, das fühlte er, der kam wieder und wieder und stand vor ihm und sagte: „Ich räche mich. Jeden, mit dem ich zusammen kam, habe ich unglücklich gemacht, sollte es mir bei dir nicht gelingen?“

In der geistigen Dunkelheit, dem seelischen Leid, welche über dem Doktor lagen, stand der alte Mann, drohend, mit einem geheimnisvollen Zug im Gesicht, den er im Leben nicht gehabt. „Ich werde mich rächen!“ sagte er immer wieder.

Da erschien eine dunkle Gestalt in der Thür der Kabine: Hermine. Sie lehnte da, als ob sie zu schwach sei, weiterzugehen. Etwas so ganz Verändertes war in dem Wesen des Mädchens, man konnte sie kaum noch erkennen.

Der Doktor fuhr aus seinem Stuhl auf. „Hermine!“ sagte er leise und wollte ihr die Hand zum Gruße reichen, ihr ein paar Schritte entgegengehen. Aber ihr Blick hielt ihn zurück.

„Ich hab' den ganzen Tag gelegen und mir den Kopf zermartert,“ sagte sie heiser. „Das ist doch nicht wahr, was ihr mir heute morgen gesagt habt. Kannst du mir schwören, daß das wahr ist?“

Da antwortete er nicht darauf. Er konnte ihren Blick nicht ertragen. Sein Auge suchte den Boden.

Und sie begann wieder: „Kannst du mir schwören, daß das wahr ist? Ich kann es nicht glauben. Das stimmt doch nicht zusammen. Der Vater ist so schwach gewesen von der Seekrankheit, hat die Tage her nichts gegessen und nichts getrunken. Auch nichts getrunken! Er hat wohl heimlich einiges gekauft, was er mitnehmen wollte,“ fuhr sie langsam fort, „für die Fahrt, aber das hat er in seinem Gepäck oben auf gelegt gehabt, und als er vor der Abfahrt noch wegließ, da hab' ich die Gelegenheit benutzt und die Flaschen fortgenommen. Er hat nichts zum Trinken gehabt, der Steward hat ihm auch nichts gegeben. Nur an der Seekrankheit hat er gelegen, da läßt man doch alles willenlos mit sich geschehen und springt nicht über Bord.“

Der Doktor stand ihr gegenüber und nagte an seiner Lippe. Ihm war, als ob die Welt um ihn zusammenstürzen wolle. Sein Auge ging hinüber zu dem Mädchen, und plötzlich merkte er, daß da etwas zwischen sie beide gekommen war, was sie beide fühlten und nicht wegräumen können würden. Selbst wenn bei ihr der Zweifel nicht gewesen wäre; er allein sah sie mit andern Augen an. Sie war eine Fremde für ihn geworden, und nicht Liebe konnte er mehr aus ihrer Stimme hören. Es war die Stimme des Vaters, die bei jedem Wort, welches Hermine sprach, zusagte: „Ich räche mich!“ Es war wie eine große Müdigkeit über ihn gekommen. „Die Papiere über den Tod Ihres Vaters sind beim Kapitän,“ sagte er langsam. „Sie sehen daraus alles, was Sie zu wissen verlangen können!“ Dann machte er eine Handbewegung, daß sie gehen möchte. Sie verstand das auch und verschwand.

Das Schiff machte eine gute Fahrt, keine Krankheit an Bord, das herrlichste Wetter.

Doktor Dietrich Wahnbed schwieg, und um uns schwieg die große Einsamkeit. Nur das Wasser sang die gleichmäßige, einschlafende Melodie an Bug und Klanten des Schiffs.

Eine ganze Weile saßen wir einander gegenüber. Die Gedanken so seltsam, ein beklemmendes Gefühl in der Brust. Welch wunderliche Blasen das Leben doch trieb, wie Gut und Böse ineinander liefen, verschmolzen, völlig verändert schienen, so daß man sich kaum herausfinden konnte.

„Und was ist aus Hermine geworden?“ fragte ich nach einiger Zeit.

Als der Doktor Buenos Aires verlassen hatte, erhielt sie das Dokument, daß die Farm, die er gekauft, ihr eigentümlich gehöre, und eine Summe Geldes dazu. Sie wird da hinausgegangen und vielleicht glücklich geworden sein. Der Doktor hat sie nie wieder gesehen noch von ihr gehört.

Er schwieg wieder. Dann erhob er sich und trat an die Brüstung. Er starrte hinab in die quellenden Wasser, die der Schiffsrumpf auf die Seite warf. Unbeweglich stand er dort. Ob ihm ein schwerer Fall, das dumpfe Gurgeln, als ob etwas Schweres ins Wasser fällt, von da unten entgegentönte?

Ich trat hinüber zu ihm und legte die Hand auf seine Schulter: „Weshalb gehen Sie nicht in die Heimat zurück, Doktor, die Meereinsamkeit ist Ihnen nicht gut.“

Da schrie er fast auf: „Kann ich denn?“ Und dann, leise, setzte er hinzu: „Ich hoffe auch, es geht auf diese Weise einmal früher zu Ende! Gute Nacht!“

Er ging davon; sein Schritt posterte die Treppe hinab. Ich aber ging in jener Nacht nicht in die Kabine schlafen. Ich hätte es doch nicht gekonnt. Ich saß auf dem Deck des „Dreistes“; die Wasser der Tiefe rauschten, aber vom Himmel herab glänzten Myriaden Sterne.

Eingebracht.

(Bild S. 209.)

Das Häuschen, drin der herzogliche Jagdgehilfe Valentin Breitmofer mit seiner betagten, aber rüstigen Mutter wirt-schaftet, steht ganz draußen am Ende des Ortes, hart am Abfall des Karwendels. Bläulicher Rauch steigt aus dem Schornstein, im Abendrot leuchten noch die Faden und Gipfel des Karwendels, während tiefer unten schon die grauen Schatten sich senken über das Thalgelände.

Valentin hat das frugale Mahl in nachdenklichem Schweigen beendet, während die alte Breitmoferin ihm zuschaute, ohne einen Versuch, sein Schweigen zu brechen. Sie weiß, daß er kein großer Freund vom Reden ist, was hätten sie sich auch viel zu sagen, wenn man tagaus tag-ein nebeneinander her lebt, versteht man sich auch, ohne viel zu reden. Nach dem Essen zündet sich der Valentin die Pfeife an und paßt die Wollen vor sich hin. Die Mutter kennt ihm an, daß ihn etwas beschäftigt, aber sie will ihn nicht stören und wartet, bis er selber anfängt.

Aber wie Valentin seine Pfeife ausklopft und immer noch wortlos nach der Büchse langt, wird ihr die Sache befremdend.

„Willst schon wieder fort, Balti?“

„Muß wohl, Mutterl, Dienstgang, leid' soan' Auf-schub!“

„Was, Dienstgang mitten in der Nacht?“

„Soll wohl, Mutterl. Woacht halt, die verfluchten Wilt-derer droh'n an der Leitemwand. Bais so weiter geang, hat der Herr Revierforscher g'sagt, war's windi bestellt mit dem Gamsenstand für den Jagdherrn. Es san wahr-scheinli Bilderer von drüben aus dem Tirol — da muas endli a Riegel vorg'schoben wer'n.“

Der Balti hält inne, um sich wieder eine Pfeife zu stopfen. Das lange Reden ist seine Sache nicht. Aber die Sache geht ihm doch stark nahe, und so fährt er bald wieder fort:

„I soll Wacht' stehn da droben. 's is helle Mond-nacht, und fuß'g Markln extra, bal den verfluchten Wilt-derer's Handwerk g'legt wird — war nit schlecht. Was moanst, Mutterl?“

„Fuß'g Markln, und dafür 's Leben riskieren. Balti, sei nur g'scheit, gieb Obacht!“

„Scho recht, Mutterl, do seit si' nix'n. Also pfuat Gott!“

„Pfuat Gott a, Balti!“

Der Mond war noch nicht aufgegangen, aber Valentin, der jeden Stein kannte, stieg rüstig aufwärts, bemüht, möglichst wenig von sich hören zu lassen, um nicht etwa den Wilderern sich zu verraten. Steil zog sich der Abhang empor; hoch oben, wo das Gestrüpp der Vergföhren auf-hörte, ragte aus dem grauen Gestein ein Vorsprung hervor, auf dem die Gamsenrudel gern zur Nachtruhe sich einstellten. Schon öfter hatten die Bilderer dort die be-schlichen, mit eigener Lebensgefahr, sie aufgestöbert und das eine oder andre der flüchtig davonstrebenden Tiere auf ihr sicheres Korn genommen. Blutspuren zeigten den Weg, den der Bilderer mit der Last auf dem Rücken zurückgelegt hatte, bis er sich, allmählich unkenntlich wer-dend, auf einem der felsigen Jägersteige verlor.

Je höher Valentin emporkam, desto scharfer spanten sich seine Sinne, desto leiser und vorsichtiger trat er auf. Der Mond stieg über dem Felsriegel der Nagelalm herauf und beleuchtete in fast unheimlicher Klarheit die kleinsten Rippen der Bergwand, wie ein Balkon trat der Stell-dscheinplatz der Gamsen aus dem weißlich schimmernden Gestein heraus.

Valentin ließ ihn stark seitwärts liegen; er durfte die Gamsen nicht aufscheuchen und mußte trachten, einen Standort oberhalb des Vorsprungs zu gewinnen, um den mutmaßlichen Anstieg der Wilderer beherrschen zu können.

Fuß für Fuß setzte er vorwärts, um unhörbar empor-zuklimmen — da horch, in geringer Entfernung klirrte ein nägelbeschlagener Schuh auf dem harten Stein. Jeder Nerv gespannt, die Büchse im Anschlag, drückte sich Valentin hinter eine Felsnase. Immer näher tönt der Schritt des Bilderers, bis er im hellen Mondlicht sichtbar wird, eine verwegene, kräftige Gestalt, auf dem weitergrünen Hut Gamsbart und Geierfeder, der Gewehrlauf blinkt im Mondenschein...

„Steh, du Lump!“ schreit der Balti und springt hinter dem Stein hervor.

„Kruzitärten!“ flucht der andre und zieht die Büchse hoch — zwei Schüsse krachen fast gleichzeitig.

Balti ist die Kugel des Gegners am linken Ohr vorüber-gepiffen, und seine — hat sie getroffen? Der Bilderer ist zu Boden gesunken, in den Schatten des Felsblocks, um den er eben herumgebogen war. Ist er tot? Nein, er flüstert Worte, die Balti nicht versteht; er will auf ihn zu — da kracht ein dritter Schuß hinter dem Bilderer hervor, und der stigt. Mit einem erstikten Aufschrei wirft Valentin beide Arme in die Höhe, die Büchse sollert den Abhang hinunter, noch ein Sprung vorwärts, und Valentin mit der Kugel im Herzen fällt aufs Gesicht, sein Blut färbt die Steine rot.

Wer ist der Mörder?

Als Valentins Ausbleiben zu Nachforschungen führte, da fand man am Thatort keine Spur eines Kampfes. War er aus feigem Hinterhalt erschossen worden? Wochen-lang war es das Gespräch im ganzen Landgericht, aber

erfolglos blieben alle Untersuchungen; den Mörder schien die Erde wieder eingeschluckt zu haben.

Aber die stillwaltende Gerechtigkeit der Weltordnung scheint nur zuweilen zu schlummern; sie geht ihre eignen Wege, die oft ganz andre sind als die ihrer Stellvertreter auf Erden.

Es war ein halbes Jahr später auf der Kirchweih in Langenthal. Zwei ortsfremde Bursche hatten sich im Wirtshaus eingefunden und tüchtig gezecht. Vom Zecken laus es zum Kennenlernen und Streiten mit den Einheimischen, unter denen sich auch der Nachfolger Valentins und ein Förster befanden. Als der letztere den Burschen Ruhe gebot, lachten sie höhnisch auf. „Val nit staat bist, Gränspöcht, kumt's dir a schlecht ergehen!“ Das rasch herausgefahren Wort schien den Sprecher sofort zu reuen, der andre stupfte ihn warnend in die Seite. Auf die Zuhörer aber machte es tieferen Eindruck, als der Bursche berechnet; bald raunte man von Tisch zu Tisch dunkle Vermutungen eines Zusammenhangs mit dem Tode Valentins. Auch den Burschen wurde das Raunen bald unheimlich; in verlegenem Trotz riefen sie nach der Kellnerin, um zu zahlen. Murrend machten ihnen die Einheimischen Platz, als sie finster zur Thür sich den Weg bahnten — da ging diese plötzlich auf, und der Landgendarm mit dem Gewehr in der Hand stand in der Oeffnung: „Im Namen des Gesetzes... Nur vorwärts, der Landrichter schickt mi her, er wartet schon zur Vernehmung.“

Wleich und bebend ließen die Burschen sich die Handschellen anlegen, das Bewußtsein der Schuld lähmte ihnen ersichtlich die Sinne. Der geheimnisvolle Antrieß, der den Mörder immer wieder in die Nähe des Schauplatzes der grausen That lockt — auch hier übernahm er das Amt des Rächers.

Contram Frankfurt.

Peter Flott.

Roman

von

Felix von Stenglin.

25. Das Geld liegt auf der Straße.

Es war im Spätherbst zwischen zwölf und ein Uhr des Mittags, als unter der Menschenmenge in der Leipziger Straße ein jüngerer Mann langsam dahinschlenderte. Sein Anzug war einstmals gewiß elegant gewesen, heute konnte er keinen Anspruch mehr darauf erheben. Der gelbe Ueberzieher war abgeseuert und ganz gewiß zu leicht für die Jahreszeit, die Beinkleider fielen in zahlreichen Falten auf die abgetragenen Stiefel, der Hut war an der Krempe stark abgegriffen. Die Wäsche schien wenigstens noch einigermaßen sauber. Besonders sorgfältig gepflegt war der blonde Schnurr- und Spitzbart.

Der junge Mann ging trotz seiner etwas ärmlichen Außenseite nicht ohne Würde einher. Die Hände in den Taschen des Ueberziehers, den Kopf erhoben, schien er von einer gewissen Bedeutung seiner Persönlichkeit durchdrungen zu sein. Mit kritischer Miene musterte er die Vorübergehenden.

Ebenso oft wie auf die ihm begegnenden Menschen wandten seine Blicke sich auf die großen Spiegelscheiben der Schaufenster, nicht so sehr, um die ausgestellten Gegenstände, wie um sein Abbild in dem Glase zu betrachten.

Sin und wieder, wenn irgend etwas Besonderes auf der Straße sich ereignete, zum Beispiel wenn ein Wortwechsel entstand, ein Schuhmann jemand zur Rede stellte oder ein Pferd stürzte, trat er näher, ab und zu nahm er auch sein Notizbuch hervor, um sich kurze Aufzeichnungen zu machen.

An jedem Buchladen aber blieb er besonders lange stehen und betrachtete sich aufmerksam die Auslagen. In den meisten sah er dieselben Werke, das hinderte ihn aber nicht, sie immer wieder zu betrachten. Und manches Mal, wenn er wieder einen neuen Roman, ein neues Drama oder einen neuen Band Gedichte dort liegen sah, entrang sich ein Seufzer seiner Brust.

Als er wieder einmal so stand, klopfte ihn von rückwärts jemand auf die Schulter. Schnell wandte er sich um.

„Tag, Peter!“ sagte ein Herr und streckte ihm die Hand entgegen. Ein kleinerer, untersehter Mann mit rundem Gesicht, Schnurrbart und einer Brille, auf dem Kopf einen Cylinder.

Nun erkannte Peter seinen alten Spielfameraden, den er zuletzt bei seiner Hochzeit gesehen. „Karl! Du wieder hier?“ rief er überrascht und sichtlich erfreut.

„Ja, ich, Karl Ruppin! Was sagst du dazu? Es giebt nur ein Berlin. Komm mit nach dem Leipziger Platz, habe da Besuch zu machen. Wie geht's? Gelbe Gesichtsfarbe! Obst essen!“

Peter mußte lächeln über die Art zu sprechen, die seinen Freund so charakterisierte und Peter an frühere Zeiten erinnerte, und dann über die Mahnung. Obst zu essen! Traubenkur wo möglich!

Peter fragte: „Wo willst du denn hin, Alter?“

Karl Ruppin suchte mit dem Stock in der Luft herum, was das Entfehen eines alten ihm begegnenden Herrn und einer hinter den beiden Freunden einher-

schreitenden Dame erweckte. „Früheren Gast meines Pensionats besuchen,“ erwiderte er lebhaft. „Vielleicht kommt er wieder. Hochinteressanter Mensch. Herzschwäche. Früher ganz gesund, mit einmal kommt' er nicht mehr jappen. Zufällig kam er an mich. „Galt!“ sagt' ich, „Wasser!“ Und richtig!“

„Es scheint aber nicht geholfen zu haben, weil du ihn wieder erwartest?“

Karl Ruppin ging darüber hinweg. „Was bist du eigentlich?“ Er musterte den Freund, und seine Augen blieben auf dessen wohlgepflegtem Bart und lockigem Haar haften. „Friseur? Haha!“

Peter lächelte wieder, diesmal aber etwas von oben herab. „Ich verzeihe dir,“ sagte er dann, sich mit der Hand über den Schnurrbart fahrend. „Du weißt doch, daß ich Schriftsteller bin.“ („Dichter“ mochte er nicht sagen.)

„Aha! Habe noch nichts von dir gelesen.“

„Vorübergehend bin ich Journalist, denn die Kunst geht nach Brot.“

„Sage das nicht. Heutzutage? Nach Austerlitz und Kaviar schon eher. Bist du Redakteur?“

„Mitarbeiter der verschiedensten Zeitungen. Und du? Deine Heilanstalt in Rathenow oder sonstwo?“

Karl Ruppin zuckte jocosagen mit dem ganzen Körper, als wenn er sich etwas Giftiges abschütteln wollte. „Die Leute in der Provinz sind für Wasser nicht reif,“ bemerkte er dann wehmütig.

„Und hier geht's besser?“

„Sehr gut,“ sagte Karl Ruppin, aber er blickte dabei zu Boden. „Werde über kurz oder lang Filiale anlegen.“ Der kleine, dicke Herr redete sich bei diesen Worten und knöpfte den untersten Knopf seines offestehenden Ueberziehers zu.

Auch Peter wollte nicht zurückbleiben. Er strich sich den Spitzbart und sagte: „Ich bediene etwa dreißig Zeitungen.“ Dann räusperte er sich vernehmlich.

„Sehr angenehm!“ erwiderte Ruppin wie mechanisch. Seine Blicke waren mit Aufmerksamkeit auf eine kleine alte Dame gerichtet, die sich im Gewühl der Straße sehr ungemütlich zu fühlen schien und sich ratlos umblühte. Er hielt Peter am Ärmel fest und sagte: „Sieh, die Alte! Wie sie da steht im Trübel und weiß nicht wohin. Dieser verglaste Blick, diese Unentschiedenheit... Wenn nach rechts niesen will, besinnt sich noch im letzten Augenblick und nieselt nach links. Seelische Knochenerweichung.“

„Gräßlich!“

„Wasser.“

„Schon wieder?“

Eine Viertelstunde später saßen die beiden Freunde in einer Bierstube der Potsdamer Straße und tranken sich zu.

Peter, dem der tadellose schwarze Anzug Karls, seine anscheinend wertvolle Pusnadel und der Brillantring angenehm aufgefallen waren, dachte im stillen: Welcher Schatz im Leben, ein gutgestellter Freund! Du wirst über kurz oder lang mal bei ihm anklopfen, vielleicht heute schon, wenn es sich so macht. Aber nicht den Notleidenden spielen, nicht vom Podium herabsteigen, die Sache gewissermaßen geschäftlich behandeln...

„Also proßt!“ sagte Karl.

„Proßt, Alter!“

Nachdem Peter das Glas hingeseht und sich den Bart gewischt hatte, sagte er:

„Bist du übrigens schon gegen Unfall versichert?“

„Nein.“

„Nein?!“ Peter machte Augen, als wenn Karl Ruppin eine schwerwiegende Unterlassungssünde begangen hätte. „Gerade für dich wäre das unumgänglich nötig. Dein Verkehr mit — nun, sagen wir einigermaßen aufgeregten Menschen zwingt dich geradezu, auf eine Versicherung gegen Unfälle bedacht zu nehmen. Die Teutonia hat mich nämlich seinerzeit gebeten —“

„Ach so!“

„Bei meiner einflussreichen Bekanntschaft und meiner Einwirkung auf die Presse... nun ja, ich werde die Sache mal etwas pouffieren. Morgen oder übermorgen habe ich wahrscheinlich Gelegenheit, einen mit hunderttausend Mark zu machen.“ — Peter lehnte sich hintenüber und trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte.

Karl Ruppin warf ihm einen aufmerksamen Blick zu. „Die Teutonia hat ja sehr guten Ruf, wenn du da fest im Sattel sitzt —“

„Man kann Direktor werden,“ sagte Peter obenhin. „Auch das. Dann stellst du mich als Subdirektor an.“

„Wenn es nicht besser wäre, gute Abschlüsse zu machen. Sagen wir, täglich nur einen. Das ist doch 'ne Kleinigkeit. Durchschnittlich mit zehntausend Mark, macht hundert Mark täglich, dreitausend im Monat, na, sagen wir nur tausend, das ist ja immerhin eine hübsche Nebeneinnahme —“

Karl Ruppin wurde noch aufmerksamer. Dieser Peter schien ja ein ganz gewistter Mensch. Und zwölftausend im Jahr „nebenbei?“ Hm, hm! Ob man da nicht bei dem schwachen Besuch des Pensionats...

„Sage mal, Peter, diese Zeitungsschreiberei — wohl 'n gutes Geschäft?“

Peter war eben im Begriff, sich eine Zigarre anzustücken. Er hatte das mit Bismard gemein, daß er beim Rauchen besser verhandeln konnte.

„O ja,“ sagte er, während er die Zigarre in Brand setzte. Dann ein langer Zug, ein wirkungsvolles Hinauspusten des Rauches, und er fuhr fort: „Im allgemeinen kann ich das wohl sagen. Ich erzählte dir wohl damals, daß ich zuerst durch einen wissenschaftlich-ästhetischen Artikel in der Wochenschau bekannt wurde, dann zur Tagespresse überging, Vertretung des Chefredakteurs und so weiter, und mich schließlich selbständig machte. Ich hatte genügend Informationen gesammelt und ging nun allmählich an die Gründung eines eignen Unternehmens... Ideen, das ist alles! Das Geld liegt auf der Straße!“

„Na, und dann?“

„Ich schwankte, ob ich eine Tageszeitung oder ein Wochenblatt gründen sollte, schließlich entschied ich mich zu einem Nachrichtenbureau für Zeitungen.“

„So. Und das hast du jetzt noch?“

„Das hab' ich jetzt noch.“

„Ein gutes Geschäft?“

„Unter Umständen glänzend. Die Londoner Reporter fahren in ihrem eignen Fuhrwerk an den Redaktionen vor, und man empfängt sie wie Fürsten. Die Königin zieht sie zur Tafel und verleiht ihnen Orden. Hier sind wir in dieser Beziehung noch etwas zurück. Schließlich — ich lege ja keinen Wert auf Außersichtlichkeit, aber ich denke auch nicht so schroff, daß ich einen Orden ablehnen würde —“

„Du würdest ihn nicht ablehnen?“

„Nein. Er ist doch immerhin in guter Absicht gegeben.“

„Ja, ja.“ Und wieder ein prüfender Blick Karls auf seinen Freund.

Peter begann sich übrigens, daß er nun auf seine „Verluste“ kommen müsse, wenn er von Karl etwas erreichen wolle. Er erzählte also, daß er viel besser dastehen würde, wenn nicht vor einiger Zeit einer seiner „Korrespondenten“ (gemeint war Herr Schippe) ihm durch Unzuverlässigkeit großen Schaden zugefügt hätte. Seitdem habe er vielleicht nur die Hälfte seiner früheren Einnahme.

Karl Ruppin entgegnete darauf, daß auch er besser dastehen werde, wenn er erst gewisse „momentane Schwierigkeiten“ überwunden habe.

Und so näherten sich beide allmählich ihrem Ziele, bis Peter zuerst mit seinen Absichten herausplachte. Es war beim dritten Glase. Peter legte seine Hand vertrauensvoll auf Karls Arm und sagte:

„Ich will ja nicht viel, lieber Freund. Und ich stelle dich vollkommen sicher, indem ich dich am Geschäft beteilige, ich gebe dir vier Prozent, mehr wirst du aus Freundschaft nicht nehmen, aber die sind dir sicher.“

Karl Ruppin starrte den Freund an und wußte nicht, ob er Ernst oder Scherz machte.

„Ach Gott,“ meinte er dann kläglich, „ich kann ja gar nicht, ich — ich bin ja selbst — momentan — kolossal —“

Die Entdeckung, sich so getäuscht zu haben, war für beide Teile nicht angenehm. Aber sowohl Peter wie Karl saßen sich schnell, ja nach kurzen Erklärungen fanden sie den Irrtum so heiter, daß sie herzlich darüber lachten. Und als das nächste Glas kam, hatten sie ihre Scheu bereits ganz überwunden. Peter erklärte mit Ueberzeugung, Reichtum mache nicht glücklich, und Karl Ruppin erhob sein Glas „auf das Geld, das auf der Straße liegt“. Er that das ein wenig ironisch, so daß Peter sagte:

„Trotz alledem, es ist ein wahres Wort. Wie viele Leute sind Millionäre geworden durch irgend ein gutes Geschäft. Sie haben's eben verstanden, das Geld von der Straße aufzuheben. Man muß Ideen haben, das ist es! Nimm nur das Kri-Kri und Anders Steinbaukasten. Und so geht's auf vielen Gebieten. Wenn man Zeit und Lust hätte, sich dahinter zu stecken, und es verstände, sich das Kapital zu beschaffen...“

„Pah, das Kapital!“ meinte Karl Ruppin. „Eine glänzende Idee, und ich habe auch das Kapital!“

„Ideen willst du? Nur Ideen!“ rief Peter pathetisch aus. „Hier, ich schüttle meinen Ärmel, und sie fallen dugendweise heraus...“

Und er fing denn nun auch an, vor dem erstaunten Freunde eine Anzahl von Projekten zu entwickeln, die er schon ganz im einzelnen durchdacht hatte. Keines mißfiel Karl ganz, und er war verblüßt über diesen reichen Vorn der Phantasie bei Peter. Am meisten Vertrauen faßte er zu der Idee, ein Sonntagsblatt zu gründen, das Tageszeitung und illustrierte Zeitschrift vereinigen sollte. Peter entwickelte ihm diese Gründung mit außerordentlicher Zungengeläufigkeit und Ueberzeugungskraft. Die Einteilung des Blattes, der Druck, das Papier, der Preis, die Lage der Expedition, die Gewinnung der Mitarbeiter, die Reklame — alles war von Peter bereits durchdacht, sogar bis

Der Besuch vom Lande.

Originalzeichnungen von Joh. Währ.



Sommerfrischer: „Also behüt' Gott, Herrkoster. Jetzt bin ich so oft Euer Gast gewesen — jetzt besucht mich auch einmal in der Residenz!“
 Sepp: „Werd' schon amol kemma!“



Sepp: „Zucke! Gräß Gott, da bin i, Herr Baron! Wie geht's alleweil?“



Baronin: „Was fangen wir nur mit unserm Gast an?“
 Baron: „Halt, ich hab's, wir werden mit ihm ins elektro-mechanische Theater gehn!“



Sepp: „Jessas! Hier is aber nobel, und die Häuser! Da braucht's ja zehn Feuerleitern übereinand', das Ihr amal fensterln geht!“



Im elektro-mechanischen Theater: „Wies! Die kleinen Glöckeln. Da gib mir nur glei a Stücker vier!“



Vortragender: „Meine Herrschaften! Ich habe die Ehre, Ihnen zunächst eine Reihe Alpenlandschaften mittels des Projektionsapparates vorzuführen.“



Sepp: „Das is ja die Plettschenalm! Zuh! Zuhuhuhu!“



Vortragender: „Sodann werde ich mir erlauben, Ihnen durch den Phonographen die Overture zu „Tannhäuser“ vorzutragen!“
 Sepp: „Jessas, die scheme Ruß! Da möcht'ß glei an Schuhplattler tanzen!“



Baron: „Der Vortrag über das Tesla-Licht scheint unserm Gast weniger zu interessieren, denn er ist jaht entschummert.“
 Baronin: „Wenn er nur nicht so schnarchen möcht!“



Vortragender: „Alsdann folgt eine Produktion des Kinetographen. Zunächst der Ringkampf der berühmten amerikanischen Ringer Hitz und Box!“



Sepp (erwachend): „Kruzitürken, da wird wohl gar geraast! „Teiß, Teiß! I komm' euch schon!“



Tableau!



Wir gratulieren zur Verlobung! Nach dem Gemälde von Theo Graft.

Copyright 1905 by Franz Hanfstaengl, München.

auf die Anstellung der Austragefrauen. Besonders aber verteilte er bei Berechnung der Einnahmen, wobei er die „niedrigsten Sätze“ annahm, dennoch aber zu hervorragenden Resultaten gelangte. Schließlich wurden von ihm sogar schon die mutmaßliche Aufnahme seitens der übrigen Presse, der Ton, ja einzelne Redewendungen der gegen das neue Unternehmen gerichteten Artikel und die Entgegnungen „in eigener Sache“ in Betracht gezogen. Beide Freunde beschloßen, „mit der Energie, welche die Sache erfordert“, in die praktische Ausführung des Projektes einzutreten.

Sie gerieten in sehr heitere und sehr zuversichtliche Stimmung. Peter erklärte, die Hauptsache im Leben sei, sich nicht imponieren zu lassen. Und Karl Ruppin versicherte, daß er „die Bande treuer Freundschaft“ über alles schätze.

Auf der Straße gingen sie untergefaßt einher. Der Anblick eines auf Gummirädern einherfahrenden „Prohen“ veranlaßte Peter zu einem heftigen Ausfall gegen die „reichen Dummklinge, die entweder ganz unfähig sind, ihr Geld ererbt haben und nicht einmal verstehen, es mit Anstand auszugeben, oder in Del, Luxusartikeln, Papierchen „arbeiten“, während das Genie verhungert!“

Karl Ruppin sah dem eleganten Wagen nach und bemerkte:

„Alles krankhaft! Wie er aussah! Aufgeschwemmt, Herzversetzung. Apfelwein, Hunyadi János!“

So wandelten sie, hin und wieder ihre Anschauungen über Welt und Menschen austauschend, nach Peters Wohnung, der seinen Freund zum Mittagessen eingeladen hatte. Peter war nicht wenig erstaunt, machte aber gute Miene zum Spiel. Karl Ruppin hatte ihr gegenüber zwar das Bedürfnis, einige Gesundheitsregeln von sich zu geben, denn er fand sie blaß und mager, doch aus Rücksicht für die Hausfrau, der er so unerwartet ins Mittagessen hineingeriet, bemerkte er nur:

„Sehr angenehm!“

Peter erklärte dem Freunde die „Einrichtung“. Er machte ihn aufmerksam auf das „Sofa“, auf den mit Stoff bezogenen Kistenaufbau, auf die „echte, wenn auch seit einiger Zeit altersschwache Schwarzwälderuhr“, und zeigte auf den sehr gewöhnlichen Mahagonikleiderstuhl der Schwiegermutter mit den Worten:

„Bruststück unserer Einrichtung: ein zweithüriger Kleiderschrank, seit dreißig Jahren in der Familie meiner Frau von Geschlecht zu Geschlecht forterbend...“

Karl Ruppin nahm vorlieb. Es gab Rindfleisch mit Mostrihsauce, von ersterem wenig, von der zweiten viel, und als das Mahl beendet war, behauptete er gegen seine Ueberzeugung, er habe zu viel gegessen.

Von diesem Tage an trafen die beiden Freunde sich öfter. Das Zeitungsprojekt gaben sie zwar stillschweigend wieder auf, denn bei nüchterner Ueberlegung dünte beide das Risiko des Unternehmens doch zu groß. Dafür tauchten andre Pläne auf. Sie überboten sich gegenseitig darin, etwas Epochemachendes zu erdenken, und entzündeten immer von neuem ihre Phantasie aneinander. Peter war seinem Freunde im Projekte schmieden „über“, doch auch Karl steuerte einiges bei. Ja, sein Plan zur Gründung von Badeanstalten, verbunden mit Lebensversicherung, beschäftigte die beiden mehrere Tage lang ernstlich. Das Badegeld sollte zugleich Beitrag für die Versicherung sein, dadurch sollten die Menschen mehr an das Wasser gewöhnt werden. Von da an bis zur Lösung der sozialen Frage, behauptete Karl, sei nur ein Schritt. Schließlich aber wurde der Plan doch „einstweilen“ zurückgestellt, weil man die Leute nicht für reif genug hielt. Karl meinte, sie würden wahrscheinlich nicht geneigt sein — trotz aller späteren Vorteile —, erhöhtes Badegeld zu zahlen, und mit dem gewöhnlichen Badegeld würden die Unternehmer nur bei riesigem Zuspruch auf ihre Kosten gekommen sein. Dieser riesige Zuspruch war ja nach Meinung der beiden Freunde zu erwarten, aber er war doch nicht so sicher, daß man daraufhin Kapitalisten für die Gründung zu gewinnen vermocht hätte.

Der nächste Plan war die Einrichtung eines zoologischen Gartens mit heimischen Tieren, ein großartiges Volksbildungselement, wie Peter meinte. Die Unkenntnis des Großstädtlers über die Tiere unsrer Wälder, unsre heimische Vogelwelt und unsre ländlichen Haustiere, sei ja bekannt. Eine ganze Landwirtschaft sollte mit diesem Garten verbunden sein. Doch hier fürchtete man schließlich zu sehr die Konkurrenz des bereits bestehenden zoologischen Gartens. Das Exotische, meinte Peter, übe nun einmal einen größeren Reiz aus wie das Vaterländische. So sank auch dieser Plan in den großen Sack mit zurückgelegten Projekten hinab.

Das nächste, was in Peters Haupt alsbald Gestalt gewann, war ein Mutterheim. Aufnahme junger Mütter jeden Standes, draußen irgendwo am Grunewald.

„Eine Sache, die nie veralten kann, ein Geschäft,

das immer gehen muß, weil es in der Natur liegt, ebenso wie Barbier...“ sagte Peter.

Karl griff diese Idee besonders lebhaft auf, um auch hier „Sonne und Wasser in die Behandlung einzuführen“. Doch am dritten Tage meinte Peter: „Es ist doch nichts mit unserm Mutterheim. Wir müßten Ärzte und Wärterinnen halten, die allen Vorteil aufzuehren würden.“

Für Karl waren besonders die Ärzte ein Hindernis. Sie würden die Behandlung „an sich reißen“ und damit allen idealen Nutzen hindern.

Peters Nachrichtenbureau wurde in dieser Zeit begreiflicherweise mehr und mehr vernachlässigt. Er tröstete sich damit, daß er durch einen guten Gedanken alle Einbuße tausendfach wieder einbringen werde. Student Willig hatte seine Entlassung gefordert und erhalten.

Nach einiger Zeit wurde Karl Ruppin lauer in den Bestrebungen, das „Geld von der Straße aufzuheben“. Er gab als Grund an, daß es doch schwierig für ihn sei, sein „Institut“ aufzugeben.

Peter lernte das Institut kennen. Es war wirklich vorhanden. In einer kleinen Seitenstraße nahe dem Stettiner Bahnhof hatte Karl Ruppin ein Stockwerk gemietet. Augenblicklich befanden sich darin nur eine Beschließerin und zwei nervöse Damen. Doch es war Aussicht, einen älteren vermögenden Herrn für längere Zeit zu gewinnen.

Karl Ruppin hatte seinen Freund eines Tages zum Kaffee eingeladen. Peter, dessen dichterische Pläne jetzt ebenso oft wechselten wie seine übrigen, faßte infolge dieses Besuchs den Plan zu einem Drama „Nervenschmerzen“. Er wollte darin das „Berechtigte und Unberechtigte in den nervösen Erscheinungen der Gegenwart kristallisieren“. Das Stück sollte einen ernsten Untergrund haben, „auf dem aber die Lichter des Humors spielen“.

Die beiden Damen, die er bei Karl gesehen, hatten ihn zu diesem Thema mehr als genügend angeregt.

Fräulein Kind, ein älteres Fräulein mit sanften, fast immer thranenden hellblauen Augen, kam zuerst ins Zimmer. Sie war eine schüchterne Natur, in ihrem ganzen Wesen eine fortwährende Bitte um Entschuldigung, daß sie auf der Welt sei.

Karl Ruppin umschwärzte sie mit der ganzen Liebenswürdigkeit eines Mannes, der sozusagen von ihr lebte.

„Ah — Fräulein Kind! Freundlich wie immer. Gut geschlafen? Mittagsschlafchen gehalten?“

„Entschuldigen Sie — gar nicht! Frau Obenäs war so freundlich zu singen, und da habe ich gelauscht.“

Indem „hüpfte“ Frau Obenäs auch schon herein, eine Erscheinung, die man am passendsten in den Begriff „spitzig“ zusammenfaßte.

„Ah — lieber Doktor!“ sagte sie lebhaft. „Kaffee schon fertig, ja? Reizend!“ Dann nahm sie Herrn Ruppin beiseite und flüsterte: „Kein Auge zugehen, lieber Doktor, die Kind schmachtet wie 'ne Säge!“ Dann fuhr sie laut fort: „Wie finden Sie mich aussehend? Schlecht, nicht wahr?“ Und dabei warf sie einen bedeutsamen Blick auf das kleine Fräulein, als ob sie die Schuld an all ihren Leiden trüge.

Mit dieser schien inzwischen etwas vorzugehen. Sie war in einen Stuhl gesunken und starrte wie verzweifelt unterwärts vor sich hin.

Karl Ruppin machte Peter ein Zeichen, man ließe sie in ihrer Erstarrung und setzte sich an den Kaffeetisch. Nach einer Weile erhob sich denn auch Fräulein Kind und nahm mit harmlosestem Lächeln ebenfalls Platz. Es waren das ihre „Momente der Depression“, wie Peter nachher erfuhr. Der Gedanke, nutzlos auf dieser Welt zu sein, gewissermaßen keine Existenzberechtigung zu haben, lastete für gewöhnlich schon schwer auf ihr, in solchen Augenblicken wie dem eben beschriebenen erreichte dann ihre Selbstverachtung den größten Tiefstand, aus dem sie dann für gewöhnlich neu gestärkt erwachte. Karl behandelte sie mit gelinden, lösenden Packungen.

Seine Stellung zwischen diesen seinen beiden einzigen Mietern war äußerst schwierig. Er durfte keine Vorzugen, sonst erweckte er „Zustände“ bei der andern, die nur gar zu leicht zum völligen Bruch führen konnten. Auch bei der heutigen Kaffeetafel galt es sehr, die Reibereien zwischen beiden zu verhindern und das Gleichgewicht zu erhalten. Peter machte leider zwei grobe Fehler in seinem Verkehr mit den beiden Damen. Er sprach bei einer Gelegenheit Frau Obenäs seine Bewunderung aus über ihr vortreffliches Aussehen, was sie in gefährlicher Weise erregte, und bald darauf veranlaßte er durch eine an Fräulein Kind gerichtete Bemerkung über den Einfluß der Frauenwelt im ganzen öffentlichen Leben bei dieser einen „Moment der Depression“ von beängstigender Dauer.

Vielleicht waren diese Gemütswallungen mit die Veranlassung zu dem Austritt, der die Kaffeetafel jäh unterbrach.

„Mein Kopf heute — das reine Mühlrad!“ sagte

Frau Obenäs, indem sie beide Handflächen glatt an die Schläfen legte.

Ein sanfter Augenaufschlag des Fräuleins, dann bemerkte sie milde:

„O, Sie sind noch gut daran! Bei mir ist es, als ob lauter Nadeln mich stächen!“

Und nun tippte sie mit der Spitze des dritten Fingers leise auf den Scheitel und verzog das Gesicht schmerzlich.

„Das kenn' ich!“ erwiderte Frau Obenäs wegwerfend. „Das ist noch gar nichts. Bei mir dreht sich der ganze Kopf. Mir ist, als ob fortwährend Hammerschläge auf meine Schläfen niederfielen!“

Das Wort „Hammerschläge“ schmetterte sie laut hinaus, um ein für allemal anzudeuten, daß ein Ueberbieten dieser Schmerzempfindung undenkbar sei.

Aber in diesem Punkte war nun auch das Fräulein sehr zäh.

„Nadeln ist viel zu wenig gesagt, es ist, wie wenn lange eiserne Nägel —“

„Wenn ich das nur habe, bin ich froh, aber die Hammerschläge —“

„Der ganze Kopf ist mir wie durchlöchert —“

„Und bei mir? Bei mir? Wie zu Brei zerquetscht!“

Fräulein Kind, die sonst so Bescheidene, holte jetzt zu einem fürchterlichen Schlage aus.

„Entschuldigen Sie, Verehrteste“, sagte sie sanft, „bei Ihnen ist ja die Hälfte Einbildung.“

Frau Obenäs sprang auf.

„Einbildung?! Und was fehlt Ihnen denn? Sie ärgern sich nur, daß Sie keinen Mann bekommen haben!“

Fräulein Kind hielt sich mühsam an der Tischkante.

„O Herr Doktor“, stöhnte sie matt. „Das ist zu viel!“

Karl Ruppin wandte sich wie verzweifelt von einer zur andern. Welche sollte er zuerst trösten? Sie bezahlten ja beide den gleichen Pensionspreis...

„Meine Hammerschläge!“ rief Frau Obenäs. „Ich soll nicht krank sein, lieber Doktor, nicht krank!“

Man wollte ihr ihre Hammerschläge entreißen!

Karl Ruppin schwankte nicht mehr, er eilte ihr zu Hilfe, stützte sie und sprach ihr beruhigend zu.

Dies aber gab dem Fräulein den Rest. In einen abgrundtiefen „Moment der Depression“ versinkend, flüsterte sie wimmernd:

„Wie lange Nägel, wie lange Nägel!“

Und so kam es, daß Peter Flott den Plan zu einem Drama faßte mit dem Titel „Nervenschmerzen!“

Der Winter brach frühzeitig herein, das Leben wurde nun für die sogenannten kleinen Leute wieder teurer. In mancher Familie bildeten die Fragen: „Was werden wir essen? Womit werden wir unser Zimmer erwärmen?“ eine stete Frage.

Bei Flotts ging es fast wieder so wie damals in der Steglitzerstraße. Lenas eingefallene Wangen waren nicht voller geworden, und das Herz wollte bangen. Jugendmut und Jugendlust hielten sie indes noch immer aufrecht, und die Hoffnung, die beseligende, auf das kommende Mutterglück.

Gleichig ging sie nach wie vor ihrer Arbeit nach. Und wenn Karl Ruppin zum Besuch kam, fand er Peter meist allein, hastig mit dem Vervielfältigen einer „großartigen Vokalnotiz“ beschäftigt, oder vergraben in eine neue dichterische Arbeit, oder brütend über frisch entstandenen „verblüffend einleuchtenden“ Projekten.

Wieder einmal trat er bei Peter ein. Sehr erstaunt war er, ihn am Tisch mit einem Revolver beschäftigt zu finden. Er fragte, was er mit dem Dinge wolle? Nach seiner Meinung sei dieser Weg der aller-verkehrteste.

Peter hob lächelnd die Hand.

„Keine Sorge, Karl. Solche Gelüste habe ich wirklich nicht. Vielleicht ist das sehr merkwürdig. Aber ich habe kein Talent, mir das Leben zu nehmen. Das ist eben 'ne Gabe wie manche andre. Ich komme wie die Rake immer wieder auf die Beine, wenn ich auch aus der Dachlufe meiner Erwartungen und Wünsche vier Stock hoch herabgeworfen werde... Wie gefällt dir die Wendung?“

„Gut. Aber wie kommst du zu dem Ding?“

„Ja, es ist unglaublich, jemand hat es mir in Zahlung gegeben.“

„Ein Waffenlieferant?“

„Nein, ein Kollege. Verunglückte mit einer Wochenschrift, die er krampfhaft durch vier Nummern über Wasser hielt, und war mir Honorar für zwei Novellen schuldig. Gestern ging ich hin — ich brauch's wirklich wie das liebe Brot —, und als ich herauskam von ihm, hatt' ich diesen Hippolyt Mehles in der zitternden Rechten. Kein Mann ohne Revolver. Der Anfang zu einer Polarexpedition, was? Die Berichte! So schön weit, niemand könnte sie kontrollieren, man würde die Mitternachtssonne vom Himmel 'runterlügen...“

„Zu kalt“, sagte Karl Ruppin. „Hättest aber dem

Manne doch anders kommen sollen. Da das Recht so klar für dich spricht —

„Das Recht? Pah!“ Peter „pfiff“ sozusagen auf sämtliche Garantien des modernen Rechtsstaates. „Was fragen ein Rinaldo Rinaldini oder ein Buschiri nach dem Recht! Kriegt man sie, dann hat man sie, kriegt man sie nicht, dann haben sie uns.“ Ueber Peters Lippen flog ein ironisches Lächeln. „Buschiri zum Beispiel. Ein Ehrenmann in seines Volkes wahrster Bedeutung, stiehlt wie 'n Rabe. Und ihm kann kein Taschendieb antommen, er trägt keine Hosens.“

„Na, sage mal — hm, hm — dann geht's wohl schlecht, wie?“

Peter leugnete nicht. Es ginge mehr als schlecht, es ginge erbärmlich.

Karl Ruppin wendete den Kopf zur Seite und seufzte. Wenn er doch helfen könnte! Aber eine seiner Damen hatte er infolge des letzten heftigen Austrittes schon hingeben müssen — Fräulein Kind zog aus — und das Ausbleiben des älteren Herrn machte ihn ganz mutlos.

Peter meinte zwar nach wie vor, das Geld liege auf der Straße, aber in seinen jetzt ziemlich häufigen „Momenten der Depression“ machte er in seinem Innern den Zusatz: „Man findet's nur nicht!“

26. Ein Nachbild.

Peter hatte sich seit einiger Zeit daran gewöhnt, jeden Abend eine Destillation zu besuchen. Er fühlte das Bedürfnis, alle seine Fehlschläge wenigstens für einige Stunden des Tages zu vergessen. Er trank dann leicht mehr, als er vertragen konnte.

War er angeheitert, so ergötzte er seine Zechgenossen durch pathetische Reden, kühne Gedankenverbindungen und Mitteilungen aus seiner literarischen Werkstatt. Diese befand sich zwar jetzt nur in seinem Hirne, an Ausführung dachte er zurzeit nicht. Er wollte, wie er sich und andern vorzählte, diesmal die Arbeit keinesfalls überstürzen, sondern sie gehörig „ausreifen“ lassen.

Die Stammgäste in dieser „Destillation“ zeichneten sich nicht durch Vornehmheit aus. Kleine Handwerker und Geschäftsleute, die abends vorsprachen, blieben gewöhnlich nicht lange. Desto ausdauernder war eine geringe Anzahl von Personen, die sich fast jeden Abend dort zusammenfanden: ein Pförtner aus der Nachbarstraße, der hier heimischer als in seinem Hause war, ein Postbeamter a. D., der wegen seiner Agitationen entlassen war und mit Erfolg durch allerlei „Entküllungen“ das Ansehen der Postverwaltung zu untergraben versuchte, und dann ein Herr Bommel.

Herr Bommel machte alles. Er vermittelte Häuserverkäufe, schloß Versicherungen ab, reiste für eine Gummiabrik, mehrere Buchhandlungen, eine Ziegelei und machte gelegentlich auch Geldgeschäfte, aber nur „sichere Sachen“. Er war ein noch junger Kaufmann von etwa vierzig Jahren, dem es zu langweilig und zu wenig nützlich gewesen war, den Buchhalter und Korrespondenten für andre zu spielen. Um sich dann später über Wasser halten zu können, hatte er zu allen Erwerbszweigen gegriffen, die sich ihm boten. Bald war er oben, bald unten. Oberflächlich gesehen, sah er anständig aus, doch hatte er in seinem Ausdruck etwas Brutales.

Peter bewunderte den Unternehmungsgeist und das kaufmännische Geschick des Mannes. Er glaubte davon Nutzen ziehen zu können. Auch interessierte Peter die Art, wie jener gelegentlich seine Gefinnungen aussprach und bethätigte. Herrn Bommels Grundsätze waren mindestens eigenartig zu nennen. Gegen seine Feinde scharf und unbittlich, war er im Interesse seiner Freunde zu allem fähig. Beim Billardspiel mochte er in Peters Interesse, während der dritte Spieler den Rücken wandte. Als Peter sein Erstaunen darüber ausdrückte, begriff Herr Bommel nicht, daß sein Freundschaftsdienst, wie er sich ausdrückte, so wenig anerkannt wurde. So war Herr Bommel.

Peter sprach in diesem Kreise zum Beispiel von der „göttlichen Faulheit der Lazzaroni in Neapel“, der „unvergleichlichen Villa Ludovisi in Rom“, von den Boulevards in Paris und der City in London ganz so, als ob er an all diesen Orten selbst gewesen wäre. Er wußte vom „Nemski-Prospekt“ in Petersburg und der „Hagia Sophia“ in Konstantinopel zu erzählen, von den „interessanten Frauen Algiers“ und dem „müden Augenaufschlag der Odalisten“. Seine „ferbische Zeit“, da er für zehn deutsche, zehn englische und zehn amerikanische Blätter korrespondiert, hob er als besonders glänzend, aber überaus gefährlich hervor. Dreimal sei ihm das Haus über dem Kopfe angezündet worden, und sechsmal habe er sich das Abendessen mit Hilfe des Revolvers erkaufen müssen. Er wußte, daß ein Teil seiner Zuhörer ihm nicht glaubte, das hinderte ihn nicht, immer wieder seinem nachgerade sehr ausgebildeten Sinn für Uebertreibungen Genüge zu thun. Er empfand dabei eine künstlerische Freude, die Wonnen des Dichters. Hier hatte er ein Publikum, das ihn doch wenigstens anhörte.

„Wenn Sie gelegentlich etwas über postalische Ver-

hältnisse brauchen“, bemerkte eines Abends der Postbeamte a. D., „da bin ich kompetent.“ Um seine Mundwinkel zuckte es verächtlich. „Da müßte mit einem eisernen Besen ausgekehrt werden.“

„I was, auskehren! Was ihr immer wollt!“ warf Herr Bommel ein. „Schadet euch ja nur selbst. Ich halte es für sehr falsch, die Fehler der Mitmenschen zu bekämpfen, wissen Sie, die Fehler ausnützen ist viel vorteilhafter. Sehen Sie, so denke ich!“

Es schien Herrn Bommel eine ordentliche moralische Entrüstung zu überkommen angesichts der Auffassung dieser Leute vom Leben.

Peter sagte, er habe seine journalistische Thätigkeit einseitigen unterbrochen.

„Sie vertragen sich doch nicht mit meiner dichterischen Arbeit. Das steht seit einiger Zeit fest bei mir. Ich stehe in Verhandlungen wegen einer andern milden Ruhe, die es mir erlaubt, meinen dichterischen Versuchen zu leben. Leider ist ein brillantes neueres Projekt als gescheitert zu betrachten, da mein Freund, Direktor Ruppin, seine hiesige Heilanstalt aufgegeben hat und einem ehrenvollen Rufe nach der Provinz gefolgt ist.“

Peters dichterische Phantasie wandte sich immer mehr dem Schauerlichen und Absonderlichen zu.

„Ich habe einen wunderbaren Stoff vor“, erzählte er seinen Zechgenossen. „Einen Stoff, der in der Weltliteratur kaum je behandelt wurde. Gelingt es mir, ihn in den richtigen Rahmen zu fassen, so bin ich gemacht. Nur das Besondere kann heute noch durchschlagen. Also, der Held ist ein Scheintoter, der in seinem Erdbegräbnis erwacht — denken Sie sich die Scene auf der Bühne —“

„Wie in Castans Panoptikum“, warf Bommel ein, der von Poesie keine Ahnung hatte.

Deshalb überhörte Peter ihn auch und begann von einem andern, nicht minder interessanten Stoffe zu reden.

Vielleicht werde ich den sogar eher bearbeiten, denn er ist erschütternd und gleichzeitig hervorragend modern. Mich wundert's, daß noch niemand darauf gekommen ist, einen Familienmord auf die Bühne zu bringen. Wie allmählich das Verhängnis über die Familie hereinbricht! Der Stoff liegt doch sozusagen ganz bedeutend in der Luft. Wir lesen doch alle Rasenlang in den Zeitungen davon. Zuletzt, wie der Mann, von der größten Not getrieben, mit seiner Frau gemeinsam den Entschluß faßt — das muß eine Scene von überwältigender Tragik werden! Und dann, wie ein Kind ihn bittet, es doch zu verschonen —

Peters Stimme brach bei diesen Vorstellungen, die Thränen liefen ihm herunter.

Der Postbeamte a. D. sagte leise zu dem Pförtner: „Das heulende Elend...“

Herr Bommel aber hatte die Augen starr auf Peter gerichtet, und in ihm sprach eine Stimme: „Der Mann ist reif!“

„Na, trinken Sie mal 'n bißchen auf den Schreck!“ rief der Pförtner, sein Glas erhebend, Peter zu.

„Wollen Sie damit sagen, daß ich zu viel trinke?“ fragte Peter, dessen Stimmung umgeschlagen war, scharf und erhob sich herausfordernd.

Man suchte ihn auf seinen Platz zu ziehen, er aber wehrte ab und sprach weiter, zu dem Pförtner gewandt:

„Glauben Sie etwa, daß große Männer und speziell große Dichter nicht trinken? Pah! Ich erinnere nur an Grabbé!“ Peter sah sich um, als wenn er voraussetze, daß alle Anwesenden mit Grabbés Werken seit ihrer Jugend vertraut seien. „Glauben Sie nicht, mich beschimpfen zu können, weil das offizielle Literaturatentum oder gar das Publikum — haha! das Publikum! — mich noch nicht zum Dichter krönte. Ich dulde, solange ich muß, keinen Augenblick länger, nein, keinen Augenblick. Vom Druck erlöst, sprengte ich die Fesseln. Dann mögen die Menschen sich in acht nehmen, die mich vor den Kopf gestoßen haben. Sie nicht, biederer Pförtner eines herrschaftlichen Hauses, Ihnen verzeihe ich, denn Sie wissen nicht, was Sie thun. Ich danke Ihnen sogar, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, meiner Galle endlich einmal freie Bahn zu schaffen oder mit andern Worten, eine zu edler — edler, wenn auch einfacher — Geselligkeit vereinte Tafelrunde bekannt zu machen mit den Empfindungen eines getretenen — mehr als das: zerstampften — Herzens... Haha, wie ich sie alle vor mir schweifwedeln sehe, die hochmögenden Herren, die gerissenen Geschäftsleute... Immer heran, immer heran, meine Herrschaften!... Da kommt so ein lächelnder Vampir und lagenbuckelt. Ich darf vielleicht auf Ihren nächsten Roman rechnen, Herr Doktor?“

„Nein! Das Scheusal sticht... Und warum nicht?“ — „Nein! Genügt das nicht? Sie sagten auch einst nur nein und immer wieder nein. Jetzt sind die Plätze vertauscht. Belästigen Sie mich nicht länger!“

Peter sah eine Weile starr an die Wand, dann sank er auf seinen Stuhl zurück, preßte das Taschentuch vor den Mund und verharrte mit aufgerissenen Augen in dieser Stellung.

Man zuckte die Achseln, man lächelte.

Herr Bommel wußte Peter alsbald zu überreden, daß er mit ihm komme.

Beim Herausgehen sah Peter einen alten Mann in der Nähe der Thür sitzen. Er blieb stehen, streckte die Hand aus und sagte mit getragener, zitternder Stimme:

„Wer ist die müde Seele dort?“

„Der? Ein verunglückter Dichter!“ antwortete Bommel im Spotte, während sie hinausgingen.

Peter stuchte und betrachtete den Mann aufmerksam. Er war plötzlich wieder sehr gerührt, wollte auf den Mann losgehen, ihm die Hand geben und ihn als Kollegen begrüßen, — da hob der Schläfer den Kopf und blickte verstört umher. Peter erschrak vor dem faltigen, gramvollen Antlitz mit dem langen grauen Bart.

Diesen Augenblick benutzte Bommel, ihn hinauszuziehen.

Draußen blieb Peter alsbald wieder stehen.

„Hat er keinen Anhang?“

„Jrgendwo wärter soll er 'ne Frau haben, und Kinder ja wohl auch, Töchter, hm, hm... was bleibt andres übrig? Triste!“

Peter drückte Bommels Hand.

„Ich danke Ihnen!“ sagte er inbrünstig.

„Wofür denn?... Herrje, was stieren Sie so. Flott? Von wegen dem Kollegen? Dem ist ganz wohl da in der warmen Gde, den lassen Sie man...“

„Ganz wohl!“ murmelte Peter leise vor sich hin. Dann erhob er die Hand wie segnend nach der Thür zu und sprach feierlich: „Ruhe sanft!“

Damit schien die Angelegenheit für ihn abgethan, die frische Luft belebte ihn auch wohl. Er atmete tief auf, blickte sich nach allen Seiten um und sagte in ganz anderem Ton:

„Sehn mer, Bommelbruder.“ Er machte einige Schritte, doch dann blieb er nochmals stehen und zeigte auf das Haus, das beide eben verlassen. „Sehen Sie da nichts?“ fragte er Herrn Bommel.

„Nein! Was denn?“

„Ueber der Thür die freie Stelle —“

„Die seh' ich.“

„Reinen Sie nicht, daß es ein ausgezeichneteter Platz wäre für eine Marmortafel?“

„Reinetwegen... Aber es ist fast heut abend.“

„Einen Augenblick... Eine Marmortafel mit der Inschrift: Hier verkehrte der Dichter Peter Flott in den Jahren so und so. — Was meinen Sie dazu?“

„Daß Sie michsugge find. Kommen Sie.“

Peter folgte nachdenklich.

„Ich weiß nicht, wie ich das vereinigen soll, meine vornehmen Reigungen, meine aristokratischen Momente, und andererseits mein Hinabsteigen ins Volk, den Verkehr in der Destille... Ich beginne an Seelenwanderung zu glauben. Wahrscheinlich bin ich früher Droschkentritscher oder Prinz gewesen, vielleicht sogar beides nacheinander...“

„Hören Sie mal, Flott, sind Sie so nüchtern, daß man 'ne vernünftige Sache mit Ihnen besprechen kann? Ich möchte Ihnen helfen.“

„Mir helfen? Das ist eine vortreffliche Idee.“

„Weil ich Ihr Freund bin.“

„Bis jetzt verstehe ich alles. Wieviel?“

„Na, es würden wohl tausend Mark dabei 'raus-springen.“

Peter blieb stehen.

„Tausend Mark?! Erlauben Sie, daß ich mich sehe —“

„Kommen Sie, da ist noch 'n Keller offen.“

Und so machten sie noch einmal Station. Eine schlaftrige Kellnerin brachte ihnen Bier und wollte ihnen Gesellschaft leisten, doch als sie merkte, daß man diese nicht wünsche, ging sie auf ihren Platz zurück und war bald wieder eingemickt.

Im Flüsterton setzte nun Herr Bommel seinem Freunde Peter Flott die Angelegenheit auseinander.

„Merken Sie auf. Ein Bekannter von mir, sehr feiner Mann, hat ein Haus, das hat er zu teuer bezahlt. Da hat er mir vorgeschlagen, ich sollte ihm 'nen anständigen Herrn schaffen, der 'ne kleine Schiebung bei den Hypotheken mitmachen möchte. Gar kein Risiko. Sie sind mein Freund, das wissen Sie, Flott! Da hab' ich also gesagt, ich weiß einen...“

Peter sann nach.

„Ganz schön, und ich verdiene ja auch gern tausend Mark, aber Sie müssen mir sagen, was für eine Schiebung das ist und ob alles mit rechten Dingen zugeht.“

„Mit rechten Dingen! Was für 'ne Ausdrucksweise! Umsonst fliegen einem natürlich die gebratenen Tauben nicht ins Maul. Aber ich wiederhole: der Mann ist fein, ein gewiegter Praktiker, er braucht nur zwei zuverlässige Menschen...“

Und nun erklärte Herr Bommel weiterhin, daß durch einige feine Schachzüge, durch die das Gebäude zur Subhastation gebracht werde, der Besitzer sein Haus so gut wie schuldenfrei machen könne, wenn er es nachher auch unter einem falschen Namen besitze...

Peter konnte den Zusammenhang nicht recht fassen, um so mehr, als er viel getrunken hatte, und mehrere Male mußte Bommel seine Auseinandersetzung wiederholen.

Endlich sagte Peter:

„Ja, da würden also die Forderungen, von denen Sie vorhin sprachen, und auch die Forderungen der Handwerker und so weiter —“

Bommel zuckte mit den Achseln und lachte:

„Was kümmert's uns? Die fallen aus, natürlich —“

„Insamer Schurke!“ schrie Peter plötzlich, erhob sich und gab Herrn Bommel eine schallende Ohrfeige.

„Was fällt Ihnen denn ein!“ rief dieser, ebenfalls aufstehend und sich die Wange haltend.

„Sie wagen es, mir solches Anerbieten zu machen?“ fuhr Peter aufgebracht fort.

Bommel fand keine Worte.

„Sie sind — Sie sind —“ stotterte er. Dann kam er mit funkelnden Augen näher, packte Peter an der Brust und knirschte: „Das sollen Sie mir büßen, Sie Hungerleider, Sie verrücktes Genie —“

„Pos!“ rief Peter, schüttelte ihn ab und verabschiedete ihn noch einige Raketenköpfe. „Ich will Ihnen zeigen, wie man auf solche Frechheiten antwortet. Da, und da!“

Herr Bommel rief jetzt um Hilfe, was übrigens nicht nötig war, denn die Kellnerin hatte bereits den Wirt herbeigeholt. Es gab noch eine kurze Auseinandersetzung, während der Peter Herrn Bommel mit Gewalt zur Thür geleitete und hinausjoh. Der an die Luft Beförderte ging schimpfend ab, und Peter bezahlte, wobei ihm die Finger vor Aufregung zitterten, dann verließ auch er den Keller.

Langsam trollte er seiner Wohnung zu. Als er aber an einem Gasse vorüberkam, lockte es ihn hinein. Es sah so wohligh, so mollig darin aus; nach dem Aufenthalt in der räucherigen Destillation und dem ungemüthlichen Keller verlangte ihn nach etwas Ziviliertem. Vene war ja doch längst zu Bett, die Nacht einmal angebrochen.

Und als er nun eintrat, schlug ihm eine angenehme Wärme entgegen, die ihn mit Behagen erfüllte. Hier wollte er in aller Ruhe nachdenken und es sich bei einer Zigarre wohl sein lassen.

Die Kellner sahen den wenig eleganten Herrn mit einigem Staunen kommen; nüchtern schien er ihnen auch nicht mehr zu sein. Doch ihn hinauszurufen wagten sie auch nicht, mochte das arme Luder sich denn hier etwas erwärmen.

Nach dem Kaffee verslog ein gut Teil von Peters Kausch. Und er that, was er sich vorgenommen: er dachte in aller Ruhe nach.

Vange brütete er vor sich hin. Mit einem Male erhob er den Kopf erschreckt. Den Mund halb geöffnet, die Augen weit aufgerissen, stierte er an die Wand...

Und wieder sprach es in ihm wie schon eben:

„War ich zu rasch? Hätt' ich's thun sollen? ...“

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, atmete tief und suchte diese innere Stimme zum Schweigen zu bringen. Doch wenn er eine Weile ruhig gegessen hatte, kam es von neuem: „Hätt' ich's thun sollen? War ich zu rasch? Hätt' ich ... hätt' ich —“

Da schlug er die Hände vors Gesicht und schauderte vor sich selbst! —

(Fortsetzung folgt.)

Sinnspruch.

Viele Leute glauben, wenn sie einen Fehler erst eingestanden haben, brauchen sie ihn nicht mehr abzulegen.

Königin Wilhelmine von Holland und Herzog Heinrich von Mecklenburg.

Seit der Feier ihrer Mündigkeitsklärung im Anfang September 1898 hat die junge Königin der Niederlande die Neugierde ihrer Landsleute und noch weiterer Kreise beständig in Atem gehalten. Die Frage nach ihrem zukünftigen Gemahl bildete in den Zeitungen ein stets neu auftauchendes Kapitel, deutsche, französische und englische Journalisten erschöpften allen Scharfsinn, um dem sorgsam gehüteten Geheimnis auf die Spur zu kommen; trotz alle-

Neuguinea ums Leben gekommenen Otto Ehlers. Der künftige Gemahl der Königin von Holland ist eine echt germanische Erscheinung mit blonden Haaren und blauen Augen. Seine staatsrechtliche Stellung als Gemahl der Königin wird vermutlich nach dem Vorgange des verstorbenen Prinz-Gemahls Albert von England geordnet werden; wie verlautet, soll er den Titel „Herzog-Gemahl“ führen. Die schon bisher bestandenen freundlichen Beziehungen des niederländischen Hofes zu einer Reihe deutscher Fürstenhäuser haben einen weiteren Zuwachs erhalten.



Phot. Kamels, Haag.



Kunst. von Herbold, Preßdel, Schwerin i. M.

Königin Wilhelmine von Holland und ihr Verlobter Herzog Heinrich von Mecklenburg-Schwerin.

dem hat die schließliche Wahl fast allgemein überrascht; aber so muß man hinzusehen — in Holland wie im Deutschen Reich freudig überrascht.

Königin Wilhelmine wurde am 31. August 1880 im Haag geboren. Ihrem Vater Wilhelm III., der am 23. November 1890 aus dem Leben schied, folgte sie in Ermangelung eines näherberechtigten männlichen Thronerben kraft der staatsgesetzlichen Bestimmung über die weibliche Thronfolge in den Niederlanden vom 29. März

der zur Erhaltung von Gesundheit und Arbeitskraft notwendigsten Lebensbedürfnisse ist schon im Interesse des Gemeinwohls und der Volkswirtschaft dringend geboten.

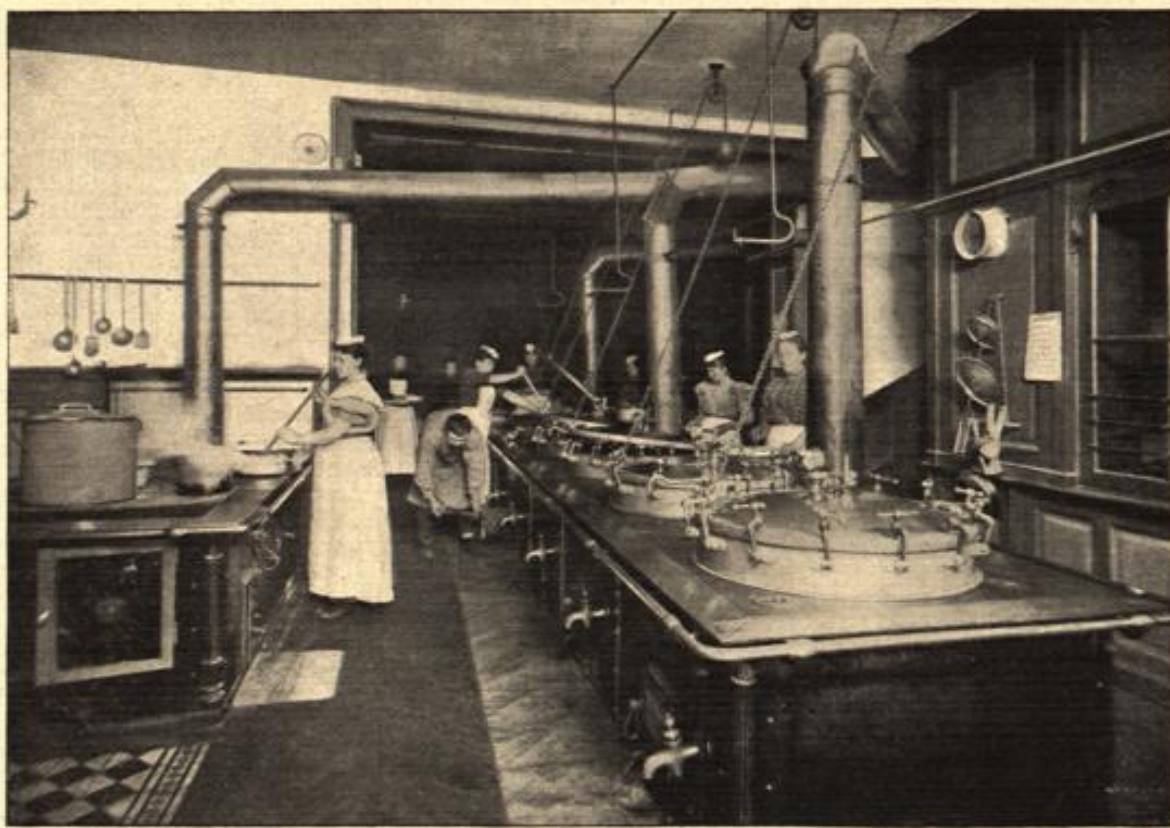
Die minderbemittelten Familien werden, der billigeren Wohnungen wegen, an die Umfassungslinie der Stadt und in die Vorstädte zurückgebrängt, während gerade das Hauptarbeitsfeld und die Gelegenheit des

Verdienstes sich im Innern der Stadt bietet. Dadurch wird es vielen unmöglich, während der kurz bemessenen Mittagspausen nach Hause zu kommen. Auch die Frauen, die meist gezwungen sind, durch Nebenverdienst sich in den Unterhalt des Hauswesens zu teilen, sind nicht im Stande, ihrem von der Arbeit kommenden Mann und ihren von der Schule heimkehrenden Kindern das Mittagmahl zu bereiten.

Jungfrauen, einzelstehende Damen, Buchhalterinnen, Ladenmädchen sind meist gezwungen, im Restaurant zu essen. Wie viele davon empfinden, da sie bei geringem Verdienste unter den bescheidensten Verhältnissen zu leben gezwungen sind, den Trinkzwang für lästig und kostspielig! Nicht jeder will zum Essen auch Bier trinken, sondern thut es nur gezwungen, weil die Wirte bekanntlich nicht am Essen profitieren können, sondern nur am Biergeschank.

Wenn auch in bescheidenen Restaurants die Preise für Mittag- oder Abendessen in Hinsicht auf die steigenden Fleischpreise und die Zubereitungskosten an und für sich nicht zu hoch erscheinen, so ist doch beispielsweise für einen Mann mit sechzig bis hundert Mark Monatsgehalt eine Ausgabe von achtzig Pfennig für Mittagessen mit Bier, Brot und dem obligaten Trinkgeld zu hoch für seine Verhältnisse, und das um so mehr, wenn er kein Biertrinker ist.

All diesen Minderbemittelten, die mit Pfennigen zu rechnen gezwungen sind, ein billiges und schmackhaftes Essen ohne Trinkzwang zu verabreichen, haben die Volksspeisehallen unternommen. Dadurch, daß sie ohne Profit lediglich zum Selbstkostenpreis arbeiten, und wegen großen Absatzes auch die Vorteile großen



Küche der Speisehalle in der Augustenstraße in München.

Phot. K. H. & Co., München.



Inneres der öffentlichen Speisehalle in der Huguenotstraße in München.

Schreyer, 1890.
Fot. Röhle & Co., München.

Ankaufes von Viktualien genießen, wird es ihnen möglich, ein Mittagessen, bestehend aus Suppe, Fleisch und Gemüse beispielsweise um fünfzehn beziehungsweise fünfundsiebzig Pfennig abgeben zu können. Dem Volksküchenbesucher verbleiben demnach monatlich ungefähr fünfzehn bis achtzehn Mark Ueberschuß gegen sonst. Da die Speisen aus dem besten Material und schmackhaft bereitet, auch die Portionen selbst, hauptsächlich die Gemüse, sehr reichlich bemessen sind, so entbehrt er nicht nur nicht, sondern findet im Gegenteil bei geringeren Auslagen dasselbe, was ihm bisher bei dreifach höheren Kosten auch geboten war.

Man glaubte eine Zeitlang, daß die Frequenz eines Instituts, in dem Speisen ohne Bier verabreicht werden, deswegen vielleicht eine geringe sein würde, weil die Leute an Bier beim Essen gewöhnt seien und es nicht entbehren wollten. Doch schon die ersten Tage nach Eröffnung der ersten Volksküche zeigten durch den ungeheuren Zulauf, daß es den Leuten mehr um das Essen zu thun sei als um Bier, das sie nur trinken, wenn sie es trinken müssen.

Wer mit bescheidenen Mitteln hauszuhalten gezwungen ist, der ist auch vernünftig genug, ein Essen dem Trinken vorzuziehen. Und vollends Frauen und Mädchen empfinden weniger Bedürfnis, ihre Mahlzeit auch entsprechend zu begießen.

Ueber die Entstehung und Geschichte der Münchener öffentlichen Speisehallen ist kurz zu erwähnen, daß im Komitee für Wärmestuben wiederholt, leider immer ohne Erfolg, die Gründung von Volksküchen angeregt worden war, wie sie in allen größeren und auch vielen kleineren Städten Deutschlands bereits bestehen. In einer Sitzung des genannten Komitees Ende Oktober 1897 wurde endlich eine Kommission gewählt, um die nötigen Erhebungen zu pflegen. Es wurden in Wien, Berlin, Hamburg, Leipzig, Köln, Kassel, Mannheim, Krefeld und Amsterdam die Einrichtungen und der Betrieb der dort schon seit Jahren bestehenden Volksküchen eingehend studiert, und nachdem zu dem Zweck der Beschaffung der nötigen Mittel ein Komitee gebildet war, trat man in München der Frage der Errichtung von Volksküchen näher.

Dem Verein zur Gründung von öffentlichen Speisehallen traten Angehörige der ersten Gesellschaftskreise Münchens bei, und Mitte Oktober trat das Komitee mit dem ersten Aufruf zur Erlangung des erforderlichen Kapitals an die Öffentlichkeit. Dank der Opferwilligkeit von Münchens Bürgerschaft konnte auch bald an die Realisierung des Planes geschritten werden. Es wurde Ecke Färbergraben, am Altheimered, ein Lokal für die „Erste Münchener öffentliche Speisehalle“ gemietet. Am 23. Januar 1899 konnte dieselbe schon dem öffentlichen Verkehr übergeben werden. Der Zubrang war ein so ungeheurer, daß nur mit Hilfe von Schutzleuten die Ordnung aufrecht erhalten werden konnte. Geduldig harreten Hunderte vor der Thür, bis sie Einlaß finden konnten.

Dank vielen edlen Spenden von Geld in ansehnlichen Beträgen konnte bereits am 7. März 1899 eine zweite öffentliche Speisehalle am Radlsteig eröffnet werden, und am 18. Juli 1900 wurde auch eine dritte Volksküche in der Augustenstraße dem öffentlichen Verkehr erschlossen.

Die Frequenz dieser drei öffentlichen Wohlfahrtsinstitute ist eine enorme und zeigt recht deutlich, wie notwendig und segensreich für einen großen Teil des Volkes die Volksküchen sind. Die Gesamtzahl der in den drei Hallen verkauften Portionen beträgt 2296 980 Portionen, der Gesamterlös 261 088 Mark 77 Pfennig. Davon entfallen auf Suppe 481 077 Portionen = 24 053 Mark 85 Pfennig; kleines Fleisch mit Gemüse 350 162 Portionen = 52 524 Mark 30 Pfennig; großes Fleisch mit Gemüse 474 008 Portionen = 118 502 Mark; Gemüse 224 294 Portionen = 11 214 Mark 70 Pfennig; Mehlspeise 343 535 Portionen = 51 224 Mark 20 Pfennig; Kompott 42 756 Portionen = 2137 Mark 80 Pfennig; Brot 381 064 Portionen = 11 431 Mark 92 Pfennig.

Durchschnittlich werden in den drei Hallen zusammen täglich verbraucht: 8495 Portionen. Für verkaufte Speisemarken wurde eingenommen: 261 088 Mark 77 Pfennig, für verkaufte Speiseabfälle: 1366 Mark 82 Pfennig. Der Warenbestand betrug 1637 Mark 81 Pfennig, Summa 264 093 Mark 40 Pfennig.

Es wurde nach Abzug der Warenausgaben, Betriebskosten, allgemeinen Unkosten und Amortisation der Einrichtungen ein Ueberschuß von 570 Mark 57 Pfennig erzielt. Die Einrichtungskosten beliefen sich für Halle I auf 14 065 Mark 70 Pfennig; für Halle II auf 12 106 Mark 01 Pfennig; für Halle III auf 20 429 Mark 87 Pfennig; für Amortisation auf 8949 Mark.

Wir sehen aus diesen Ausführungen, die dem „Ersten Jahresbericht des Vereins für öffentliche Speisehallen in München“ entnommen sind, daß trotz der verblüffend billigen Berechnung der abgegebenen Portionen und ungeachtet der hohen Betriebs-, Unter-

haltungs- und Amortisationskosten dennoch mit Nutzen gearbeitet wurde.

Die Münchener Volksküchen werden nach Wiener Muster betrieben. Der schon im Jahre 1873 gegründete „Erste Wiener Volksküchenverein“ besitzt zwölf Küchen, in denen täglich über zehntausend Personen ausgespeist werden. Jede einzelne Küche erhält sich in München wie dort von selbst. Das zum Selbstkostenpreis abgegebene Essen wird nicht verschenkt, sondern verkauft, so daß die öffentlichen Speisehallen nicht als Almosenanstalten, sondern als ein Unternehmen der wirtschaftlichen Unterstützung angesehen werden müssen. Der Besuch ist deshalb auch keine Erniedrigung, da der Gast ja sein Essen vollständig zahlt. Die Leitung der Geschäfte wird von der Vorstandschaft als ein Ehrenamt angesehen. Für die Ueberwachung des Einzelbetriebs, der Küchenordnung, der Vorschriften für die Ausspeisung, für den Bestell-, Lieferungs- und Verrechnungsdienst ist ein Inspektor angestellt, dem auch gleichzeitig die Markenkontrolle und die Wahrung der Hausordnung obliegt. Jeder Küche steht eine Wirtschaftlerin vor, der je eine Kassiererin, eine Wirtschaftskandidatin und zehn bis fünfzehn Mägde unterstehen. Die Hallen sind täglich mittags von elf bis zwei Uhr und abends von sechs bis acht Uhr dem allgemeinen Besuch geöffnet.

Die Gäste laufen sich an der Kasse die den einzelnen Speisen und Portionen, die auf einer großen Tafel für jedermann sichtbar im täglichen Wechsel bekannt gegeben werden, entsprechenden Speisemarken und lassen sich am Büfett gegen Abgabe dieser Marken das Essen verabfolgen. Sie nehmen dortselbst auch Messer, Gabel und Löffel in Empfang. Dann begeben sie sich an die



Der Mann, dem der Vogel ins Maul fliegt.

einzelnen freien Plätze, wo sie ihr Mahl einnehmen können, wofolbst ihnen auch Essig, Salz und Pfeffer zur Benutzung freistehen.

Schon vor der gewöhnlichen Eröffnungszeit drängt und stößt sich am Eingang der Speisehalle die wartende Menge: Arbeiter, Lehrlinge mit dem Staub und Ruß der eben verlassenen Werkstatt, kleine Beamte, denen der Fleck nie über das Loch reicht, Schreiber, Ladenmädchen, Comptoiristinnen und dergleichen im bunten Durcheinander. Dazu kommen noch Leute, die infolge Stellenlosigkeit, Verlust, Unglück oder Krankheit bis zu einer Aenderung ihrer Verhältnisse mit den bescheidensten Mitteln hauszuhalten gezwungen sind.

Endlich thun sich die Pforten des gastlichen Hauses auf. Einzeln hintereinander treten die Wartenden ein, ziehen im Gänsemarsch an die Kasse, wo sie gegen Ertrag der festgesetzten Preise die einzelnen, nach den Portionen verschiedentlich großen Speisemarken in Empfang nehmen.

Welches Geschiebe und Gedränge beginnt nun unter dem Anprall der Menge am Büfett selbst! Wenn nicht eiserne Geländer nur je einen nach dem anderen zur Speiseabgabe vorzutreten gestatteten, würde an eine Ordnung und Raschheit der Abgabe nicht zu denken sein. — Viele fleißige Hände regen sich hinter dem Büfett, die Speisen aus großen Kübeln, Kesseln, Schüsseln und Töpfen in der gewünschten Quantität in die bereitstehenden Geschirre zu bringen. Eine Ehren-dame, den ersten Münchener Gesellschaftskreisen angehörig, macht sozusagen den Gästen die Honneurs, um dem Ganzen auch einen würdigen Anstrich zu geben. Der „kleine Mann“ kann sich geehrt fühlen, wenn ihm eine Gräfin oder Baronin das Besteck für sein bescheidenes Mahl in die harte, schwielige Hand giebt.

Die erhaltenen Speiseschüsseln nebst Besteck in der Hand tragend, was mitunter größter Vorsicht bedarf, um im Gedränge nicht den Kleibern eines andern zukommen zu lassen, was für den eignen hungernden Magen bestimmt war, sucht sich nun männiglich ein Plätzchen. Dies ist in Zeiten starker Frequenz nicht

so leicht, da der Zubrang im Verhältnis zu den verfügbaren Räumlichkeiten zu groß ist. So stehen denn viele, die Schüsseln in der Hand, herum, zwischen den Tischreihen ein Plätzchen suchend, wo sie essen könnten. Wird ein Platz frei, so finden sich gleich zehn Bewerber. Wer da nicht sink und dreist ist, hat kaum Aussicht auf ein warmes Essen.

Ist es gelungen, einen Platz zu erobern, so findet der Gast den Tisch voller Schüsseln und Bestecke. In der Hast des Essens werden wohl auch Speisereste auf den Tisch geschüttet, die bei wenig Vorsicht den Kleibern gefährlich werden können. Wenn auch Aufsichtspersonal sofort nach dem Essen die Geschirre wegnimmt und den Tisch säubert, so läßt sich doch bei solchem Andrang das Verschütten von Suppen und Gemüsen schwer vermeiden.

Nun sitzt der Gast und beginnt zu essen, meist in Hast und Eile, erstens, um andern wieder Platz zu machen, und zweitens, um selbst wieder fortzukommen. Die Art des Essens seiner Tischnachbarn zur Rechten, zur Linken und gegenüber mag ihm unheimlich erscheinen, — ästhetische Gesetze giebt es hier nicht. Hier gilt das Gesetz der Notwendigkeit, des Hungers allein. Die Regeln aus Knigges „Umgang mit Menschen“ über das Essen finden hier keine Anwendung.

Ich will nachstehend einige der täglichen Speisezetteln anführen:

Rudelsuppe, Rindfleisch mit Sauerkraut, Rindbraten mit Reis, Rosinentuchen. — Kollgerstensuppe, Rindfleisch mit Bohnen. — Kartoffelsalat, Gries-schmarren mit Zwetschen. — Fledersuppe, Rindfleisch mit Erbsenbrei oder Kartoffelsalat, Apfelsauce. — Gries-suppe, Rindfleisch mit Linen, Schellfisch mit Kartoffeln, Zwetschgenauflauf. — Sternchensuppe, Rindfleisch mit gelben Rüben, Sauerkraut mit Rüben oder Salat, Rohrnudeln mit Kompott. — Hasermarksuppe, Rindfleisch mit Würstchen, Hackbraten mit Kartoffelsalat, Zimetnuden. — Reissuppe, Rindfleisch mit Kartoffelpüree oder Kopfsalat, Semmelschmarren mit Zwetschgenkompott.

Wie wir aus diesen Zusammenstellungen der täglich anders gewählten Speisen sehen, ist allen Gesetzen einer rationellen Ernährung Rechnung getragen.

Das Essen selbst ist aus dem besten Material, die Zubereitung reinlich, gut und schmackhaft, die einzelnen Portionen sind sehr reichlich bemessen.

Die Preise sind: Suppe fünf Pfennig; kleines Fleisch mit Gemüse fünfzehn Pfennig; großes Fleisch mit Beilage fünfundsiebzig Pfennig; Gemüse allein fünf Pfennig; Mehlspeise zwölf Pfennig; Brot drei Pfennig.

Eine dankenswerte Einrichtung der öffentlichen Speisehallen besteht auch noch in der viel benutzten Vergünstigung, das Essen zu denselben Preisen über die Straße holen zu können. Wie viele arme Familien, denen das Kochen zu teuer kommt, nicht weniger aber das Essen im Restaurant, haben auf diese Weise ein ebenso ausgiebiges als nahrhaftes und billiges Essen.

So kann wahre Nächstenliebe und opferfreudiger Sinn unendlich viel Not und Elend mildern, Hunger stillen, Existenzen festigen, zerrüttete Verhältnisse verbessern, indem er der minderbemittelten Bevölkerung helfend unter die Arme greift und ihr den harten Kampf ums Dasein durch Verminderung der Lebensanforderungen und Ausgaben für das Notwendigste, das Essen, erleichtert.

Solche Einrichtungen tragen wirklich in segensreicher Weise bei zur Hebung der Volkswohlthat und nicht zum wenigsten zu einer befriedigenden Lösung der drängenden sozialen Fragen.

Amüsante Wissenschaft.

Der Mann, dem der Vogel ins Maul fliegt. Das Auge ist ein richtiges optisches Instrument, und sein Studium bildet eines der bemerkenswertesten Kapitel der Physik, mag man nun seinen so jarten Bau einer näheren Prüfung unterwerfen oder versuchen, das Geheimnis seines Funktionierens zu ergründen, dem Verlauf der Lichtstrahlen in seinem Innern zu folgen, sich darüber Rechenschaft zu geben, wie die Umkehrung der Bilder bewirkt wird, die sich auf unserer Netzhaut als auf dem Kopf stehend abzeichnen, oder endlich untersuchen, auf welche Art das Auge uns eine Distanz oder die Größe eines Gegenstandes abschätzen lehrt. Auch die Frage des einfachen Sehens mit zwei Augen ist höchst interessant; wenn unsere Augen sich auf den gleichen Gegenstand richten, bildet sich auf jeder Netzhaut ein Bild; warum sehen wir gleichwohl nur einen Gegenstand? Man verdankt Weathstone, dem Erfinder des Stereoskops, zahlreiche Experimente, die uns den Unterschied zwischen dem Sehen mit zwei Augen und dem Sehen mit nur einem Auge darthun. Aus diesen Experimenten geht hervor, daß man nur mit zwei Augen zu der Vorstellung von dem Relief der Körper, das heißt ihrer drei Dimensionen gelangen kann. Das Sehen mit zwei Augen giebt Anlaß zu eigentümlichen optischen Täuschungen; eine der interessantesten dürfte

die folgende sein: Man zeichne auf eine Visitenkarte den Kopf eines Mannes mit weitgeöffnetem Rachen, und zwei Centimeter davon einen Vogel, der auf diesen zufliegt. Dann halte man die Karte einem der Zuschauer flach vor die Augen, und zwar so, daß der Kartenrand die Rasenspitze berührt, und fordere ihn auf, er möge es ermöglichen, daß der Vogel dem Manne in den Rachen fliege. Wenn er nun nach verschiedenen Versuchen erklärt, er könne es nicht fertig bringen, zeige man ihm, daß die Sache sich sehr wohl machen läßt, indem man die Karte langsam aufrichtet, so daß sie, wie der Pfeil auf unrer Zeichnung es angiebt, etwa einen Viertelkreis beschreibt, wobei ihr Rand auf der Rasenspitze aufliegen bleibt. Der Zuschauer wird jetzt gewahren, wie der Vogel sich auf den Mann zubewegt und ihm in den Mund fliegt.

Morgen im Spielsaal von Ostende.

(ИД 6, 212 и 213.)

Die dämonische Leidenschaft des Spiels führt uns der Maler unsers Bildes in einer großen Komposition vor Augen. Männer und Frauen jeden Alters sitzen bunt durcheinander gedrängt an dem Spieltisch, und Stunde um Stunde verrinnt, während der Croupier sein eintöniges „Faites votre jeu, messieurs!“ ruft, und die Gold- und Silberhäufchen unablässig ihren Platz verändern. Mancher von den Spielern mag wirklich, wie er sagt, nur der Unterhaltung wegen spielen, die allermeisten sind sicher beherrscht von dem Wunsch, zu gewinnen. In sinnloser, blinder Gier auch das letzte Geldstück aufs Spiel zu setzen — das kann nur der Wahnsinn, und doch ist es ein alltägliches Vorkommen. Der Maler hat nicht unterlassen, auch ein solches Opfer des Spiels dem Beschauer vorzuführen.

Neue Bücher und Schriften.

Gün, Karl, „Aus den Tiefen des Weltmeeres“. Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition. (Jena, Verlag von G. Fischer.) — Dem diesem wahrhaft beglückten Werk liegt und die fälsche und letzte Tiefseereise vor, interessante Schilderungen aus dem südlichen Ozean enthaltend, dort beging die Expedition das Weltwunder. Die Darstellung der Requiranten-Jahres nimmt einen breiten Raum ein, als Jodis der Einsamkeit und gelobten Land für den Zoologen beschreibt die der Verfasser. Daß die Illustrationen wie von Anfang an muntergültig sind, bedarf kaum der Erörterung; das Werk macht ebenso der drastischen Wissenschaft wie der Verlagsfirma alle Ehre und kann auf die herrliche Reklame verzichten.

Nepers Conversations-Verikon. Zweites Jahrs-Supplement zur fünften Auflage. Französischer Band des Werkes. (Leipzig und Altona, Verlag des Bibliographischen Instituts.) — Gleich seinem Vorgänger enthält das neue Band den Ruf des Neferschen Nefenwerkes, ein flüssiger Nefen in sein in allen Fragen, die der menschliche Geist umfaßt, menschliches Wissen zu beantworten vermog. Der doppelte Zweck dieser Jahrs-Supplemente darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. In erster Linie sollen sie das Hauptwerk vor dem Verfallten behaupten, indem sie dasselbe ergänzen, und wo es notwendig ist, verdrängen. Sie bringen also zum Beispiel Biographien neu hervorgetretener Staatsmänner, Herrscher und so weiter, führen die Biographien schon erloschener Persönlichkeiten fort, verzeichnen die seit Abbruch des Hauptwerkes eingetretenen Todesfälle und so weiter. Die Staatsgeschichte hilft dort an, wo das Hauptwerk abblättern mußte, die geographischen Artikel werden durch neuere statistische Daten vervollständigt, die Ergebnisse neuer Forschungsreisen festgehalten. Zugleich aber bildet jedes Nefersche Jahrs-Supplement vermöge der eingehenden Durchsicht aller wichtigen Ereignisse des Jahres nicht nur ein Nachschlagewerk, sondern ein Compendium der Belehrung, dessen Stadium sich für jeden empfiehlt, der nicht ohne seine

Zeit zurückerleben will. Es verdient demnach mit vollem Recht die Bezeichnung einer vollkommen selbständigen Encyclopädie des Jahres. Die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des Stoffes ergibt sich schließlich noch aus den im Bande weiter enthaltenen Tabellen, herrlichen Farbendruck und Karten, zu den gleichnamigen Artikeln.

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel.



Rösselsprung mit zwei Königszügen.

	ernst	vie	trau	dann	
10	gen	mag	hoff	ben	en
20	gen	im	ben	fom	st
30	schau	fre	her	deutlich	le
40	da	bei	en	und	men
	wo	pfer	maß	ter	

Silbenrätsel.

Die ersten beiden sind in Licht getaucht
Und sind getaucht in Finsterniß und Trübe,
Sind goldenklar, sind düster und verzaucht,
Sind unterthan dem Hasse wie der Liebe;
Beid' neuen sie, auch die Gleichgültigkeit;
Vor allem aber dienen sie der Zeit.

Die letzte Silbe: überirdisch Kind,
Und wieder doch so heimisch auf der Erden,
Nach ihrer Süße langt man schon geschwind;
Will man noch nichts, als immer älter werden;
Doch, mit dem Alterwerden wird's oft klar:
Dah, was das Herz wollet — unerreichbar war.

Das ganze Wort: es mahnt an alte Zeit,
An Kampf und Sieg und mörderisch Gewissen,
An Anprall, Mann zu Mann, in blut'gem Streich,
An Todeswunden, die erschreckend klaffen;
Und wieder mahnt's, ein freundlich, schön'r Bild,
An einen Bruch, aus dem die Hoffnung quillt.

Verschiebrätzel.

Die Wörter

SCHLACHTHAUS
BIERNBAUM
BRAUTRING
ERSCHEINUNG
STILLSCHWEIGEN
BARTWUCHS
WEIHNACHT
HELDENSTERN
LANDMANN
KRIEGSRUF
WIDERPART
HILDEGARD

sind in anderer Folge so untereinander zu stellen, daß deren erster, zweiter und so fort bis zum zwölften Buchstaben einen Zeitabschnitt ergeben.

Buchstabenrätsel

1, 2 und 3 wird eng gehegt,
2, 3 weiß, wo man Ruh' oft pflegt,
1, 2, 3, 4 nicht Hess ich's Frau,
2, 3, 3, 4 trägt was zur Schau,
4—8, es kommt, es geht,
2, 3—5 klingt wie Gebet,
3, 4—8 mahnt: stille sein!
6 bis zu 11 deckt groß und klein;
Zoch 1—11 bestimmt ist nur
Zu schätzen garter 15 Spur.

Worträtsel.

So, wie mein Wort sich dir giebt, so nennt sich ein Schauspiel von
Schiller;
Tragest du Kopf ihm und Fuß, Schauspiel von Goethe nennt es.

Auflösungen der Räthel Seite 199.

Des Wörterumwandlungstafel:

Orbe	Wein	Wied	Waus	Wabe
Orbe	Weil	Wind	Wars	Wabe
Orbe	Weil	Wand	Wars	Wabe
Elba	Kerl	Kand	Kurt	Wufe
Elfa	Karl	Kand	Kurt	Wofa

Der Decillirier-Aufgabe: Verbindet man zuerst die an den Endpunkten der Scheitel der vier größten Winkel stehenden Buchstaben, sojann in gleicher Weise die an den Endpunkten der nächstkleineren und so fort bis zu den kleinsten stehenden und stets rechts herum, so erhält man:

Sein eignen Herr ist nur der starke Mann,
Der sich befehlen — und — gehorchen kann.
(F. W. Weber, Ged. Sein eign. Herr.)

Des Wacht's selbst-Wächels: Ei — Ida — Wie —
China — Nothen — Heiland — Schindel — Pabstheim.

Des Lieberanfangsräthsels: Es ist bestimmt in Gottes
Rat. — Stell auf den Tisch die duftenden Rosen. — Ich darf dich
nicht lieben und kann dich nicht hassen. — Steh' ich in dunkler Mitter-
nacht. — Heb' oft im Kreise der Lieben. — Mein Herz, ich will dich
fragen.

Des Silbentrüffels: Kreuzzug.
Des Wotrüffels: Umgezogen — Umgezogen.

Aus Küche, Haus und Hof.

Schleie mit brauner Butter. Nach dem Schlachten reibt man den Fisch tüchtig mit Salz ab, schuppt und reinigt ihn und schneidet ihn in Stücke. In siedendem Salzwasser kocht man ihn gar und legt die Stücke behutend auf eine erwärmte Schüssel. Nun übergießt man den Fisch mit reichlicher, kochend heißer, braun gemachter Butter und giebt Salzkartoffeln dazu.

Zwiebelfleisch. Uebrigess Suppenfleisch schneidet man in etwas dicke Scheiben und übergießt es einige Stunden mit etwas Essig. Dann macht man gutes Fett heiß, giebt fein länglich geschnittene Zwiebel hinein und läßt diese hellgelb rösten. Nun legt man die Fleischschnitten hinein, salzt und pfeffert nach Belieben und wendet sie unter langsamem Schmoren öfter um. Das Bratenfett wird mit Fleischbrühe etwas verdünnt und die Tünse kurz eingekocht.

Fleischklöße für Suppen und Ragout. Etwa 1 Pfund gutes feingehacktes Rindfleisch, 70 Gramm festes Nierenfett mit eingewogen, 170 Gramm altes Weißbrot, welches, nachdem die Rinde dünn abgeschält worden, einige Minuten in kaltem Wasser eingeweicht und wieder ausgebrüht wird, vermennt man mit einem Ei, Salz und Muskatnuß. Aus dieser Masse formt man Klöschen in Walnußgröße und kocht sie entweder in der Suppenbrühe oder Salz- wasser gar. Es ist gut, einen Probekloß zu machen, und nöthigenfalls etwas kaltes Wasser oder geriebenes Weißbrot beizumengen.

Gebratene Hasenleber. Man brät etwas in Würfel geschnittenen Speck gelb, oder man läßt gutes Nierenfett oder Schmalz recht heiß werden, giebt ein Stückchen Butter dazu und macht eine bis zwei feine geschnittene Schalotten darin gelb. Dann werden die Hasenlebern daraufgelegt, sehr wenig Salz, eine Messerspitze voll gestoßener, weißer Pfeffer und noch ein Stückchen Butter darüber gegeben und

rasch auf beiden Seiten gelb gebraten. Damit die Lebern recht saftig bleiben, lasse man sie nur acht bis zehn Minuten in der Pfanne.

Aufgejogene Semmelspeise. Von Mundbrötchen wird die Rinde abgerieben, dieselben in kleine Schnitte geschnitten, ein wenig gefalzen und Milch darüber gegossen, damit sie durchweichen. Inzwischen schmiert man eine Form mit Butter, legt eine Lage Semmelschnitten hinein, gereinigte Sultaninen darüber, dann wieder eine Lage Semmelschnitten und so fort. Nun sprübelt man einen guten Schoppen unabhöftene Milch mit drei ganzen Eiern, Zucker, Zimmt und einem eigrößen Stück zerlassener Butter ab, gießt es über das Ganze und bäckt es im Rohr.

Gefüllte Omeletten mit Cremeguß. Drei Eier, vier Löffel Mehl, $1\frac{1}{2}$ Schoppen Milch und etwas Zucker wird zu einem Teig gemacht und davon zehn Stück Omeletten gebacken, jede derselben mit dick in Milch, Zucker und etwas Butter geflochtenem Reis gefüllt und zusammengerollt. Nun kocht man von 100 Gramm Mehl, vier Löffeln Zucker, vier Eidottern, Vanille und $\frac{1}{2}$ Liter Milch ein Mus und giebt, ausgekühlt, den Schnee der vier Eiweiße darunter. Ein mit Butter bestrichenes Blech oder eine Porzellanform belegt man mit den gerollten Stücken, eine Lage, giebt eine Lage Creme und so fort, bis die Form genügend voll ist. In 25 Minuten ist die Speise im Rohr gebacken.

Kartoffelmehl-Torte. In 250 Gramm schaumig gerührte Butter giebt man nach und nach sechs Eidotter und lösselweise 250 Gramm Zucker, 375 Gramm Kartoffelmehl und etwas Vanille dazu, rührt noch drei Viertelstunden lang fort und bäckt sie in drei Viertelstunden bei mäßiger Hitze. (Sehr kräftig und haltbar.) Anna Berg.

Ladierte Servierbretter, die in neuem Zustande hübsch und gefällig aussehen.

werden unansehnlich, sobald einzelne Lackteile sich lösen, was bei unvorsichtiger Behandlung sehr leicht geschieht. Will man solche Bretter wieder herstellen, so gelingt dies mit geringer Mühe und mit wenigen Kosten, wenn man die bekannte Emaillefarbe dazu benützt. Die ganze Brettsfläche wird vorerst mit Sodawasser abgewaschen und gleichmäßig mit der Emaillefarbe bestrichen. Wenn das Brett völlig trocken ist — am besten am folgenden Tag erst —, setzt man die Ränder auf. Man schneidet dazu einen entsprechend großen runden, ovalen oder eckigen Kartonteil, um die Ränder überall in richtiger Entfernung von der Mitte anzubringen. Man legt den Kartonteil auf die Fläche und begrenzt ihn mittels Goldbronze. Ein recht feiner, spitzer Pinsel ist dazu nötig, der mit gleichmäßigem Druck zu führen ist. Will man mehrere goldene Randlinien anbringen, muß man den Kartonteil jedesmal entsprechend verfeinern.

Mit der nahenden Gesellschaftsaison feiern auch alle im Besitz der Hausfrau sich befindlichen Stickerischeinrichtungen ein Hervorholen aus Tages- oder besser Lampenlicht, um Tafel und Tisch zu zieren. Solange die Stickerereien sauber sind, freut man sich rüchhaltlos ihrer, sorgenvoll wird erst die Miene der Hausfrau angesichts ihrer Wäsche. „Waschecht“ zwar sollen alle Stickerereien sein, aber wie oft erweist sich dieser Anspruch als trügerisch. Gallseife ist stets am sichersten zur Erhaltung von Farben, wo diese aber nicht zur Hand ist, bildet erwärmte Milch ohne jeglichen weiteren Zusatz ein treffliches Waschwasser. Die Flecke werden zuerst kräftig herausgerieben, dann die ganze Stickerie in erwärmter Milch durchgewaschen und darauf mehrere Male in lauwarmem Wasser gespült. Man plättet sie in feuchtem Zustande und wird sie wie neu erstehen sehen.

Unsaubere Spielformen sind sehr un-

appetitlich und können die Lust an jeglichem Kartenspiel verderben, ganz abgesehen davon, daß sie auch gesundheitsschädlich wirken können. Man muß nicht ganz rein mehr erscheinende Spielfarten säubern. Man vermischt dazu einen Eßlöffel Petroleumäther mit einem Eßlöffel gutem Spiritus, befeuchtet ein leinenes Tüchlein mit dieser Mischung und reibt jede Karte an beiden Seiten und auch am Rande leicht damit ab. Die Karte läßt man etwa zwei Minuten abtrocknen und reibt sie dann mit einem zweiten reinen Leinentuch nach, um ihr den Glanz der Neuheit wiederzugeben.

Lauchschuppe, die für jede Dame, welche Bälle und große Festlichkeiten besucht, unentbehrlich sind, muß man sehr sorgfältig behandeln, um sie weich und glänzend zu erhalten. Ein Einsetzen, wie es oft angeraten wird, ist nur vom Uebel; das einfachste Mittel, welches nie versagt, ist das Abreiben mit einer Zwiebel, die man schält und von der man erst eine dünne Scheibe abschneidet, bevor man sie zum Abreiben nimmt. Mit einem weichen wollenen Lappchen wird dann gut nachgerieben. Der Lack erhält sich auf diese Weise lange Zeit.

Von einer russischen Hausfrau haben wir den folgenden Fensterverschluss für die nahe kalte Winterzeit erfahren, der das Eindringen von Frost in die Räume verhindert. Von alten, nicht zu mürben Weinwandresten reißt man $3\frac{1}{2}$ Centimeter breite Streifen, so viel wie man zu sämtlichen Fensterflügeln braucht. Man näht in diese Streifen Watte, welche man in 1 Centimeter Breite geschnitten, mit Vorstichen ein und leimt nun diese Streifen an den nach außen stehenden gebliebenen, nicht eingeschlagenen Rändern der Weinwand in den Falz der Fensterflügel. Ein Öffnen und Schließen der Fenster wird durch diesen Fensterverschluss nicht verhindert und doch jedem kalten Luftzug erfolgreich der Eingang gewehrt.

Luise Holte.

Wille Halle.

Was giebt es Neues?

Verkehr. Industrie.

Die amerikanische Einwanderung über New York. Nach dem amtlichen Bericht des amerikanischen Einwanderungskommissars zu New York für das letzte Jahr vom 1. Juli 1899 bis 1. Juli 1900 sind über New York 400 842 Personen in die Vereinigten Staaten eingewandert, nahezu 100 000 Personen mehr als im Jahr zuvor. In einer zahlenmäßigen Uebersicht über die Nationalität der Einwanderer finden wir verzeichnet: 82 000 Südtalier und 17 000 Norditalier, demnächst 37 000 Polen, 25 000 Slowaken und 44 500 Hebräer. Germanische Elemente bilden die Deutschen mit 23 000, Skandinavier ebenfalls mit 23 000, Engländer mit 6000, Holländer und Flamen mit 1500. Die Iren sind mit 25 000 Mann besonders aufgeführt. 2000 Böhmen, 10 000 Kroatier und Dalmatier, und an 3000 Ruthenen sind vertreten. Von andern Völkern finden wir 3600 Armenier und Syrer, 6800 Finnländer, 2000 Franzosen, 3700 Griechen, 9000 Litauer, 11 000 Ungarn, 3800 Portugiesen, 300 Spanier.

Eine eigenartige Genossenschaft nach deutschem Recht ist vor kurzem in Palästina entstanden. Laut Eintrag beim deutschen Konsulatsgericht in Jerusalem wurde in Jaffa eine „Darlehnskasse der evangelischen Gemeinde zu Jaffa e. G. m. b. H.“ begründet. Die Darlehnsbewährung der Kasse soll namentlich zur Ausdehnung der deutschen Ansiedlungstätigkeit erfolgen. Die württembergischen Kolonisten haben in Palästina bereits für Weinbau und Weinabfuhr wie für Mühlenbetrieb Genossenschaften begründet.

Unterrichtswesen.

In Pforzheim ist auf ein an den badischen Oberschulrat gerichtetes Gesuch hin ein junges Mädchen, vorher Schülerin des Karlsruher Mädchen-Gymnasiums, in das Knaben-Gymnasium aufgenommen worden. Es besucht seit Anfang des neuen Schuljahres, das in Baden Mitte September anfängt, als einziges Mädchen die Oberprima.

Länder- und Völkerkunde.

Die Ruhmeshalle in Barmen. Gleich nach dem Tode der beiden ersten Kaiser des wiedererrichteten Deutschen Reiches beschloß die Bürgerchaft Barmens, ihnen und ihren Thaten eine Ruhmeshalle zu errichten, die jetzt fertiggestellt ist und durch den am 24. Oktober erfolgten Besuch des Kaiserpaars ihre feierliche Weihe erhalten hat. Der mächtige, von Architekt Hartig erstellte Monumentalbau besteht aus der eigentlichen Ruhmeshalle, einem auf quadratischer Grundlage errichteten Kuppelbau mit Vorchalle, Portikus und Freitreppe und zwei angegliederten Flügeln, deren Räume vom Barmener Kunstverein, der städtischen Bibliothek und dem Bergischen Geschichtsverein benutzt werden. Durch ein kunstvoll geschmiedetes Thor gelangt man in die Vorchalle und aus dieser über drei Marmorstufen, die zwei der vier Kuppel Pfeiler miteinander verbinden, in den zur Aufnahme der Kaiserstandbilder bestimmten Raum. Dem Eingang gegenüber steht die von Johannes Boese modellierte Figur Kaiser Wilhelms I. im Ordnungsmantel, das Reichsschwert mit der Rechten umfassend, in der Linken die Gründungsurkunde des Deutschen Reiches haltend; in der linken Nische erhebt sich das Standbild des Kaisers Friedrich III. (von Emil Gauer) im Mantel des Schwarzen Adlerordens und mit dem Feldmarschallstab; die Nische rechts ist noch frei. Die auf Postamenten stehenden, in 1/4 Lebensgröße aus carrarischem Marmor lebenswahr gemeißelten Standbilder machen in dem ruhig-feierlich stimmenden Raum unter dem vollen Tageslicht der Kuppel einen ganz andern Eindruck als Denkmäler im Freien, selbst mit dem schönsten Hintergrunde.

Naturwissenschaftliches.

200 Walfische gefangen. Eine „Schule“ von Walfischen wurde bei Whiteneß auf Shetland-Inseln gefangen. Die Walfische kamen am Morgen auf die Küste zu, und sofort wurden alle irgendwie verfügbaren Boote ausgesandt. Nach harter Arbeit gelang es den Leuten gegen Abend endlich, die Walfisch-Schule in leichtes Wasser in die Bucht zu jagen. Die Zahl der Walfische betrug über 200, und die Szenen, die sich bei der Abschachtung der Kolosse

abspielten, sind geradezu unbeschreiblich. Männer und Knaben wateten ins Wasser und schlugen mit Messern, Sensen oder irgend einer Waffe auf die Tiere ein, und bald war die ganze Bai vom Blut der Walfische gerötet. Ganz Whiteneß war natürlich an dem Jang beteiligt. Der Gewinn beträgt etwa eine Million.

Stiftungen.

Das Offiziers-Invalidenheim in Reichenau. Am 4. Oktober, dem Namenstage des Kaisers von Oesterreich, fand die



Das Offiziers-Invalidenheim in Reichenau-Hinterleiten.

Uebergabe des vom Baron Nathaniel Rothschild für invalide Offiziere gewidmeten Schlosses in Reichenau-Hinterleiten an das Kuratorium der Stiftung statt. Das Offiziers-Invalidenheim, in welchem bereits 16 Offiziere ständigen Aufenthalt genommen haben, ist im Stile der französischen Renaissance gebaut, mit teilweiser Anlehnung an gotische Motive. Das Schloß macht mit seinen vielen Türmen, Erkern und Dächern einen anheimelnden Eindruck. Von den Fenstern bietet sich eine entzückende Fernsicht. Das herrliche Schloß ist von einem 35 Joch umfassenden prachtvollen Park umgeben.

Eine Wohltäterin, Fräulein Luise Guenry, hat der Stadt München-Gladbach 700 000 Mark hinterlassen zum Zweck der Errichtung einer Lungenheilstätte. — Auch die Stadt Mainz hat wieder eine Erbschaft von 400 000 Mark

wohl für sich allein studieren und genießen kann, und die beiden noch fehlenden Bände, welche die christliche Kunst bis zum Reformationszeitalter und die Kunst der neueren Zeit darstellen werden, sollen ihm in möglichst kurzen Zwischenräumen folgen. Besonders wohlthuend berührt es, gleich in dem ersten Bande deutlich hervortreten zu sehen, daß der Verfasser nicht unter dem Zwang irgend eines weltlichen oder geistlichen, wirtschaftlichen oder scholawissenschaftlichen Systems steht, sondern daß er die Kunstgeschichte um ihrer selbst willen darstellt. Dadurch ist sein Werk für jedermann brauchbar geworden, mag er nun Protestant oder Katholik sein, sich einen Anhänger der Antike oder der Moderne nennen, und damit stimmt es ja auch zusammen, daß das Buch von vornherein für weiteste Kreise, für jedes Haus, für jede Familie berechnet wurde, daß es auch in seiner sprachlichen Form Geschmack und Verständlichkeit vereinigt. Dem Band ist ein sorgfältig ausgewählter bibliographischer Anhang und ein erstaunlich reichhaltiges Register beigegeben. Den Illustrationen — 615 Abbildungen im Text, 15 Tafeln in Farbendruck und 35 Tafeln in Holzschnitt und Tonabdruck — sollen wir unsre wärmste Anerkennung.

Gemeinnütziges.

Arbeiterfürsorge. In Mannheim ist nunmehr, ebenso wie in Karlsruhe, Freiburg und Pforzheim, eine Arbeiterfürsorge für städtische Arbeiter durch Ortsstatut eingeführt worden. Es wird dadurch sowohl für die invaliden und alten Arbeiter als auch für die Hinterbliebenen verstorbenen Arbeiter gesorgt werden, und der städtische Arbeiter erlangt damit Rechte von der Art der Angestellten und Beamten. In Heidelberg und Baden sind die bezüglichen Statuten über Arbeiterversorgung noch in Beratung, aber es werden im Laufe des Jahres noch sämtliche badischen Städte, welche der Städte-Ordnung unterstehen mit derartiger Fürsorge für ihre Arbeiter vorgehen.

Statistisches.

Wildschuß in Steiermark. Nach einer statistischen Zusammenstellung wurden im Jahre 1899 5763 Stück Rotwild, 57 Stück Damwild, 12 143 Rehe, 2501 Gemsen, 73 401 Hasen, 118 Kaninchen, 2185 Stück Kuervild, 1426 Birkwild, 2999 Stück Haselwild, 252 Schneehühner, 29 774 Fasänen, 37 892 Feldhühner, 3723 Wachteln, 2372 Waldschneepfen, 476 Moorschnepfen, 280 Wildgänse, 3230 Wildenten; an Raubwild: 4329 Füchse, 1235 Marder, 1652 Iltisse, 141 Fischottern, 855 verwilderte Katzen, 626 Dachse, 18 Adler, 352 Uhus, 11 002 Habichte, Falken, Sperber und so weiter und 2186 Eulen erlegt.

Ausprägung der Reichsmünzen. Im Monat September 1900 wurden in Gold für 4 871 340 Mark Doppelkronen, in Silber für 1 311 310 Mark Pfänf, 705 726 Mark Zwei- und für 1 131 521 Mark Einmarkstücke, in Nickel für 263 890 Mark 60 Pf. Zehnpfennig- und für 19 727 Mark 55 Pf. Fünfpfennigstücke, und in Kupfer für 104 699 Mark 32 Pf. Einpfennigstücke ausgeprägt. Bis Ende September 1900 waren nach Abzug der wiedereingegebenen Stücke insgesamt geprägt: für 3 641 808 335 Mark Goldmünzen, 528 714 911 Mark 70 Pf. Silbermünzen, 68 359 022 Mark 90 Pf. Nickelmünzen und für 15 228 656 Mark 20 Pf. Kupfermünzen.

Miscellen.

Alte Bibeln. Nicht jede alte Bibel hat besonderen Wert; aber so ohne weiteres kann ein altes Exemplar dieser Art auch nicht mit jener Bezeichnung belegt werden. Gerade auf diesem Gebiete, auf dem ja viel Angebot vorhanden ist, muß sorgfältig geprüft werden. Wertvoll sind unter andern: die ersten vierzehn deutschen Bibeln, die vor 1500 gedruckt sind, dann die ersten, 1523 bis 1532 in Wittenberg hergestellten Ausgaben mit dem alten Lutherschen Text, ferner die erste vollständige Lutherbibel Wittenberg 1534 — die erste Ausgabe der Kurpfälzischen Bibel, schließlich die in Frankfurt am Main 1561 bei Feilerabend mit Holzschnitten von Virgil Solis erschienene Ausgabe und die mit Holzschnitten von Türier und andern Meistern jener Zeit versehenen. — Eine zweite Gruppe besteht aus Kuriositäten, die durch Druckfehler oder Verfälschungen merkwürdig sind, so die „Strafmichgott-Bibel“, in der eine Stelle des Markus-Evangeliums korruptiert wurde, ferner eine Ausgabe von 1624; hier ist in der Offenbarung Johannis „new“ statt „ewigen“ Evangeliums gedruckt.



Die Ruhmeshalle in Barmen. Erbaut von Erdmann Hartig.

gemacht, welche ihr von Ad. Götz in London, einem Sohn der Stadt Mainz, kürzlich hinterlassen worden sind.

Litteratur.

Eine neue allgemeine Kunstgeschichte! Der bekannte hochgeschätzte Dresdener Kunsthistoriker Geh. Hofrat Professor Dr. Karl Voormann hat sie geschrieben, das Bibliographische Institut in Leipzig und Wien sie verlegt: so dürfte man von vornherein etwas Vorzügliches erwarten, und eine nähere Prüfung bestätigt diese Erwartung vollkommen. Zurzeit ist zwar nur der erste Band dieser Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker erschienen, der die Kunst der vor- und außerchristlichen Völker behandelt, aber er ist ein durchaus in sich abgeschlossenes Ganzes, das man gar